

Saarbrücker

# HEFTE

Saarlanditis – Saarländer als Saarländer, Saarländer auf der Couch, Saarländer in der Geschichte, Saarländer in der Welt, Saarländer in der Literatur, Saarländer auf der Suche nach ihrer Identität – das Saarland als programmatischer Schwerpunkt.

*Über kulturelle Ereignisse*

Transnationale Kultur und  
grenzüberschreitende Kultura-  
rbeit in Europa

*Kunst im öffentlichen Dienst*



Erstveröffentlichungen:  
Texte von Reinhard Feld,  
Giwi Margwelaschwili,  
Wolfgang Stauch

*Überzeichnungen von Heinz  
Diesel*

Helga Schubert, Das Ende  
der Geborgenheit

*Rezensionen*

Heft 63  
Juni 1990

# Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 63, 1990

**Herausgeber:**

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

Henny Schmittner-Alger, Marianne Heckeler, Thomas Schuck

**Geschäftsführende Redaktion** (verantwortlich):

Dirk Bubel, Hans Horch, Peter Schmitt-Egner

**Redaktion:**

Marlene Apmann, Angela Fitz, Eberhard Knödler-Bunte, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Reinhard Wilhelm.

**Redaktionsadresse:**

Dudweilerstraße 22, 6600 Saarbrücken, Telefon (0681) 3995 14

**Verlag:**

Ottweiler Druckerei und Verlag

**Layout:**

Marlene Apmann, Dirk Bubel, Angela Fitz, Peter Schmitt-Egner

**Satz und Druck:**

Ottweiler Druckerei

**Verkaufspreis:**

14,50 DM (Doppelheft 18,- DM)

**Jahres-Abo:**

22,- DM (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Verlag.

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

**Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:**

Jean Christoph Ammann, Peter Bierbrauer, Ulrich Billerbeck, Dirk Bubel, Jo Enzweiler, Reinhard Feld, Angela Fitz, Hans Horch, Michael Jähne, Rainer Krause, Bernd Krewer, Dietrich Paul, Martin Ried, Peter Schmitt-Egner, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Helga Schubert

**Fotos dieser Ausgabe stammen von folgenden Fotografinnen und Fotografen:**

Peter Bierbrauer, Reinhard Feld, Marlene und Günther Kemmer, Ralph Schock, Julius C. Schmidt,

**sowie aus folgenden Archiven:**

Hochschule der Bildenden Künste Saar, Arbeiterfotografie Hassel, Stadtgalerie Saarbrücken, Bildbestand Peter Bierbrauer, Reinhard Feld, Julius C. Schmidt.

**Titelbild:**

Heinz Diesel

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir:

dem Arbeitsamt Saarbrücken und Peugeot Talbot Deutschland

# SAARBRÜCKER HEFTE

# Inhaltsverzeichnis

Editorial

Leserbriefe

---

## Schwerpunktthema: Saarlanditis

---

*Dietmar Schmitz:*

Saarländer 5

---

*Rainer Krause:*

Das Saarland auf der Couch 8

---

*Peter Bierbrauer:*

Der industrialisierte Bauer.  
Von den historischen Wurzeln  
saarländischen Selbstgefühls. 12

---

„New York ist eher etwas für  
Bodenständige“ 20

---

*Bernd Krewer:*

Kulturelle Identität im Saarland:  
Hochkonjunktur der Identitätsarbeit. 23

---

*Angela Fitz / Dirk Bubel:*

Aus berufenem Mäulchen 30

---

*Hans Horch:*

Saarländische Legenden.  
Anmerkungen zur regionalistischen  
Geschichtsschreibung 33

---

## Intermezzo

---

*Dietrich (Piano) Paul:*

Die kulturelle Ereignis-Party 39

---

## Kulturpolitik

---

*Peter Schmitt-Egner:*

Transnationale Kultur in Europa?  
Randbemerkungen zur Rolle  
grenzüberschreitender Kulturpolitik  
am Beispiel Saar-Lor-Lux. 41

---

## Kunst

---

*Jean Christoph Ammann:*

Kunst im öffentlichen Raum 49

---

*Jo Enzweiler / Michael Jähne:*

Kunst im öffentlichen Raum  
im Saarland 52

---

*Ulrich Billerbeck:*

„Kunst im öffentlichen Raum“  
und die Disziplin des Zuschauers 60

---

## Dokumentation: Die Vergangenheit ist nicht vergangen

*Reinhard Feld:*

Auf der Suche nach meinem  
faschistischen Vater.  
Die Opfer-Täter-Rache-Haß-Spirale  
und die Notwendigkeit, mein Leben  
selbst zu leben. 62

---

*Helga Schubert:*

Das Ende der Geborgenheit. 69

---

**Heinz Diesel:** Skizzenbuch 1990 72

---

## Literatur

---

*Ralph Schock:*

Ein „Wartbürger“ im colchidisch-  
kolchosischen Häuschen.  
Der deutsch-georgische Schriftsteller  
Giwi Margwelaschwili 77

---

*Giwi Margwelaschwili:*

„Faust“ im Sachsenhäuschen.  
Bericht über Heinrich Georges  
letzte Rolle. 81

---

*Wolfgang Stauch:*

Unglücksberg 89

---

## Rezensionen

---

*Stephan Dutt:*

„Die Lust am Sehen“ 92

---

*Martin Ried:*

Wege zur saarländischen  
Industriekultur 93

---

*Dirk Bubel:*

Wer regiert im Saarbrücker Schloß? 96

---

**Autorinnen und Autoren** 97

---

Mit dem vorliegenden Heft Nr. 63 können wir den Leserinnen und Lesern noch gerade rechtzeitig vor der Sommerpause die zweite Ausgabe der neuen SAARBRÜCKER HEFTE vorstellen.

Der Start scheint geglückt. Die Resonanz auf das erste Heft war durchweg positiv. Die zeitlichen Vorgaben sind eingehalten.

Von einem Übergang aus der Gründungs- in die Konsolidierungsphase ist der Verein Saarbrücker Hefte aber noch weit entfernt. Es gibt noch viel zu tun. Zum einen gilt es, die vorhandene finanzielle und personelle „Grundausstattung“ zu erweitern und längerfristig abzusichern, zum andern – und hier besteht eine kausale Verknüpfung – wollen wir ein häufigeres, zumindest vierteljährliches Erscheinen ermöglichen. Nur dann können Themen aktuell und konsequent verfolgt und Diskussionen fortgeführt werden.

Welchen medien- und kulturpolitischen Stellenwert diese Ziele haben, beweist einmal mehr der kurze Frühling in der saarländischen Medienlandschaft im Jahre 1990.

Inwieweit eine kritische Kulturzeitschrift im Saarland wünschenswert ist, mag der/die LeserIn u. a. am Schwerpunkt „Saarlanditis“ überprüfen. Einige der dort vertretenen Positionen passen kaum ins derzeitige politische Klima.

Bei dem Themenschwerpunkt dieses Heftes geht es um Identität – genauer, die saarländische Identität. Trotz der etwas „abgegriffenen“ Kategorie Identität, versuchen wir der Frage nachzugehen, ob es so etwas wie eine „saarländische Identität“ gibt und was es damit auf sich hat.

Die Auswahl dieses Themas bei der Heftplanung war nicht zufällig.

Insbesondere nach dem Ergebnis der Landtagswahl war das kleine Bundesland durch die Person des amtierenden Ministerpräsidenten und Kanzlerkandidaten der SPD mehr und mehr in den Mittelpunkt des Medieninteresses gerückt. Die umwälzenden deutsch-deutschen Ereignisse lassen dieses Thema in seiner ursprünglichen Bedeutung zwar zurücktreten. Dennoch behält die Beschäftigung mit dem Saarländischen eine besondere Aktualität und Brisanz innerhalb der gesamtdeutschen Problematik durch die Diskussion um die Neuordnung der Bundesländer. Hat das Saarland die Chance in einem gesamtdeutschen Konzept als autonomes Bundesland bestehen zu bleiben? Die hier dargestellten kontroversen Positionen können und sollen nur eine Diskussion in Gang bringen. Als kulturpolitisches Forum sind wir auf kritische Repliken unserer LeserInnen angewiesen. Denn Mut zum öffentlichen Diskurs wird in unserer heutigen Medieneinfalt als Merkmal demokratischer Kultur mehr denn je benötigt.

# Leser-Briefe

„..... Gefällt mir sehr gut, reizt zum Lesen und bringt wichtige Themen. Ich war ganz erfreut. Das hat Format ..... Auch die Aufmachung kann sich sehen lassen. Hoffentlich ist das durchzuhalten, ich wünsche das sehr ...“

Felicitas Frischmuth, St. Wendel

„Liebe Freunde vom Verein Saarbrücker Hefte e. V.!

Vielen Dank erst einmal für Euer Heft vom Dezember 89! ‚Saarbrücken, ein Bausündenbabel‘, das mag sein, aber ich denke erstmal an Halle, Leipzig, Dresden, Halberstadt, Erfurt, Weimar – auch Ost-Berlin ....., einfach, weil ich diese (und viele betroffene Städte) kenne. Mit Euch bin ich sicher einer Meinung, daß voneinander wissen notwendig ist, aber von den bisher 100,- DM **pro Jahr kann** ich nicht 22,- DM plus Porto ausgeben.

Über das ‚Bausünden-Babel‘ HIER schicke ich Euch mal 2 Fotos aus der Serie ‚SCHILDERungen‘ .....“  
Seid herzlich begrüßt von

Josef W. Huber, Berlin-Ost

„..... Zum hohen Niveau und der ausgezeichneten technischen Qualität Ihrer Zeitschrift darf ich Sie beglückwünschen .....“

Prof. Dr. Mireille Calle-Gruber, Queen's University, Kingston/Canada

„..... Im Übrigen möchte ich Ihnen und Ihren Kolleginnen ganz herzlich zu den neuen ‚Saarbrücker Heften‘ gratulieren: So ein lebendiges und auch noch intelligentes Produkt fehlt schon lange auf dem kargen saarländischen Medienmarkt. Hoffentlich können Sie das Niveau halten, daß Sie mit der Dezember-Nummer vorgelegt haben!“

Prof. Dr. Wilfried Loth, Universität Essen

„..... Herzlichen Dank für das Dezember-Heft der SAARBRÜCKER HEFTE. Es gefällt mir sehr gut.“  
Reinhard Klimmt, Landtag des Saarlandes, SPD-Fraktion

„..... Ich gratuliere Ihnen und Ihrem Team zu dem gestalterischen und inhaltlichen Neubearbeiten. Für die Zukunft wünsche ich Ihnen viel Kreativität, aber auch viel Mut und Durchsetzungsvermögen, um Ihre ‚kritische Perspektiven‘ durchhalten zu können.“

Helga Braun, ehem. Vorsitzende der CDU-Stadtratsfraktion, LHS Saarbrücken

„..... Herzlichen Dank für die ‚Saarbrücker Hefte‘. Die Nummer gefällt mir **sehr** gut, vor allem der städtebauliche Aspekt und seine Diskussion.“

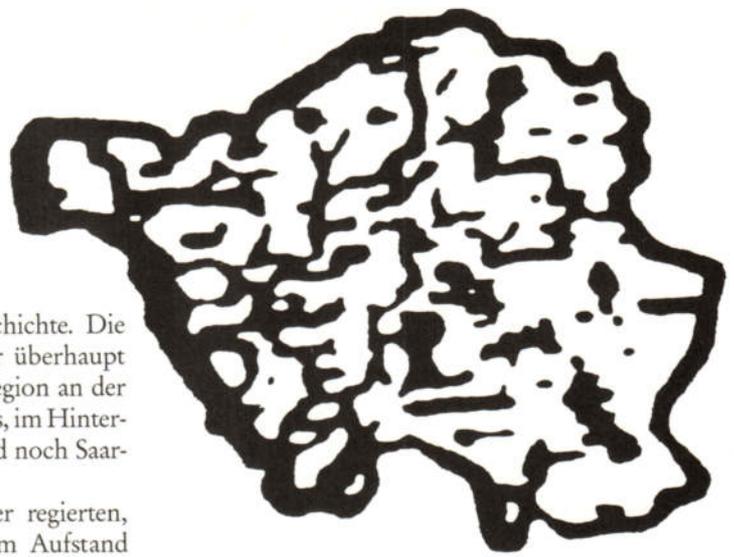
Herbert J. Wimmer, Wien

## Anmerkung der Redaktion:

*Obwohl wir uns reichlich Mühe gegeben haben, solche zu provozieren, ist Kritik in schriftlicher Form nicht bei uns eingegangen. Negatives wurde uns allenfalls in saarländischer Weise („Ich saan da was, wenn d'es net weiter-sascht!“) zugespielt. Wir sind sicher, daß sich dies beim Thema „Saarlanditis“ ändern wird.*

# Saarländer

Von Dietmar Schmitz



**Saarländer** haben eine lange Geschichte. Die meiste Zeit kommen sie jedoch in ihr überhaupt nicht vor. Jahrhundertlang lag ihre Region an der Peripherie des europäischen Geschehens, im Hinterland, im Abseits. Es gab weder Saarland noch Saarländer.

Während in Trier römische Kaiser regierten, während Vercingetorix in Gallien zum Aufstand blies, lebten in den Wäldern des saarländischen Hochwaldes lediglich ein paar verschlafene Kelten, hatten an der Blies, an der Obermosel und an der Saar ein paar wohlhabende römische Aussteiger und Pensionäre ihre Landhäuser und schoben an den Brücken über der Saar ein paar Kohorten römischer Legionäre Wache. Das war alles. Im Mittelalter das gleiche Bild. Kaiser und Könige regierten von Luxemburg und der Pfalz aus das Heilige Römische Reich, mächtige Kurfürsten, Bischöfe und Kardinäle residierten in Mainz, Metz und Trier, in der Saargegend jedoch hausten ihre Vasallen. Die Saargegend war aufgesplittert in viele kleine Herrschaften, war abgelegen und bedeutungslos.

Auch die Fürstenzeit fand ohne Saarland und Saarländer statt. Das Land war ein Flickenteppich kleiner und kleinster Herrschaften, politisch ebenso unbedeutend wie militärisch, wirtschaftlich und kulturell. Die Leute in der Region waren Nassau-Saarbrücker, Kur-Trierer, Lothringer, Nassau-Zweibrücker, Kurpfälzer. Lediglich das Fürstentum Nassau-Saarbrücken mit der Residenz in Saarbrücken und das Herzogtum Pfalz-Zweibrücken mit Schloß Karlsberg in Homburg hatten sich zu bescheidenen regionalen Zentren entwickelt. Doch dann kamen die Franzosen und alle linksrheinischen Gebiete einschließlich der Saarregion wurden französisch. Bis 1815.

Auch im 19. Jahrhundert gab es immer noch kein Land mit Namen Saarland und keinen Volkstamm der Saarländer. Dennoch beginnt in dieser Zeit so etwas wie die Vorgeschichte des heutigen Saarlandes. Innerhalb von wenigen Jahrzehnten entwickelte sich jetzt die Region – dank Kohle und Eisen – zu einem leistungsfähigen Industriegebiet. Innerhalb von wenigen Jahrzehnten wurde aus einem mäßig besiedelten Gebiet von ca. 150 Tausend Einwohnern ein Ballungsgebiet von mehr als 550 Tausend Einwohnern. Das drittgrößte Industriegebiet Deutschlands. Die westlichen und nördlichen Teile der Region gehörten seit 1815 zur preußischen Rheinprovinz – ihre Einwohner waren Untertanen

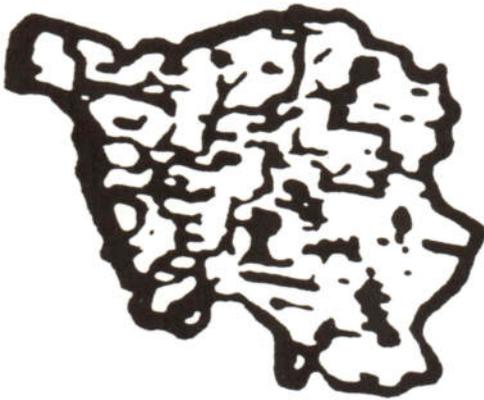
des Königs von Preußen – der Rest, die Saar-Pfalzregion, war Bestandteil des Königreichs Bayern. Erst der Untergang des Deutschen Reichs im 1. Weltkrieg sorgte für die Geburt des homo saraviensis.

**Saarländer** sind so etwas wie ein Völkchen wider Willen. Als sie 1920 das Licht der Welt erblickten, wehrten sie sich mit Händen und Füßen gegen ihre Existenz. Damals hatten die Franzosen das Industriegebiet an Saar und Blies aus dem besiegten Deutschen Reich herausgetrennt und aus ihm einen halb-selbständigen, wenn auch keineswegs unabhängigen Staat gemacht. Er hieß Saarbeckengebiet, dann Saargebiet bzw. Territoire de la Sarre. Dieser Quasi-Staat war Mandatsgebiet des Völkerbundes, wirtschaftlich war er an Frankreich angeschlossen. Er hatte eigene Briefmarken, eine eigene Fahne und sein Regierungssitz war in Saarbrücken. Im Paß der Bewohner des neuen Ländchens stand „sarroise“, Nationalität saarländisch. Das Dumme an dem neuen „Saargebiet“ war jedoch: Die Saarländer wollten es gar nicht haben.

Sie befürchteten, daß dieser neue „Staat“ sie aus dem Deutschen Reich herausbrechen sollte und schalteten auf Widerstand. Höhepunkt ihrer Proteste und Demonstrationen war im Jahre 1925 die sogenannte Rheinische Jahrtausendfeier, ein über Wochen dauerndes deutsch-nationales Spektakel. Die Saarländer wollten einfach nur deutsch sein und so schnell wie möglich ins Reich zurück. Sie stimmten deshalb 1935 mit Pauken und Trompeten für eine Rückkehr nach Deutschland. Mit dem unglaublichen Ergebnis von über neunzig Prozent. Daran konnte sie kein Hitler und kein III. Reich hindern. Auch nach dem zweiten Weltkrieg weigerten sich die Saarländer erfolgreich, selbständig zu werden. Wieder waren sie auf französische Veranlassung aus Deutschland herausgelöst und zu einem eigenen Staat gemacht worden. Mit Hymne, Fahne und Fußball-Nationalmannschaft. Es war die Joho-Zeit, die Zeit des Ministerpräsidenten Johannes Hoffmann. Doch auch diesmal lehnten sie empört ab. Mit Zweidrittel-Mehrheit stimmten sie 1955 das Saarstatut

nieder, das ihnen einen selbständigen Staat im Rahmen einer Europäisierung der Saar anbot, und schlossen sich ans ‚Reich‘, das inzwischen Bundesrepublik hieß, an. Und siehe da: Jetzt plötzlich entdeckten die Saarländer sich selbst. Denn anstatt sich brav in die deutschen Länder einzureihen und sich von der regionale Grenzen und Besonderheiten einbnenden bundesrepublikanischen Industriegesellschaft aufsaugen zu lassen, entschlossen sie sich jetzt, doch noch so was wie ein eigenes Völkchen zu werden.

Und wie es scheint, sind sie dabei, alles nachzuholen, was ihnen bisher entgangen ist.



Saarländer bevorzugen Schriftsteller die über das Saarland nicht kritisch, mißtrauisch und distanziert schreiben, sondern positiv, einfühlsam und patriotisch. Mögen die Autoren anderer Länder sich an ihrer „Heimat“ und den Verhältnissen dort wundreiben und wundschreiben, mögen sie ihren Ehrgeiz daransetzen, Land und Leuten den Spiegel vorzuhalten – dem einfachen Mann wie dem Mächtigen –, mögen sie gegen provinziellen Mief, Beschränkung, Enge und Verkrustung zu Felde ziehen, saarländische Autoren haben diese Bedürfnisse nicht. Saarländische Autoren erzählen am liebsten die Geschichte vom Land an der Grenze, das ein schweres Los hatte und so unbarmherzig hin und hergeschüttelt wurde, von seinen Menschen, einem zähen und geduldigen Menschenschlag, der trotz aller Widrigkeiten seinen Mut und seine Lebensfreude nicht verloren hat, vom urwüchsigen Charme der saarländischen Sprache und von der bitterherben Schönheit der saarländischen Industrielandschaft.



Saarländer lassen sich nur von Politikern regieren, die Saarländer sind, zumindest Gesinnungs-Saarländer. Zu den wichtigsten Aufgaben eines saarländischen Politikers gehört es, stets und ständig seine Qualifikation als Saarländer unter Beweis zu stellen. Vor allem diejenigen Politiker, die nicht im Land geboren sind – und das sind ja nicht wenige – haben diese Aufgabe. Wer erinnert sich nicht noch, wie sich die saarländischen Politiker bei der letzten Wahl abstrampelten, wie sie landauf, landab umherliefen, ihre saarländischen Weihrauchfässer schwenkten und ihre saarländischen Kunststückchen vorführten. Wer hat sie nicht noch im Ohr, alle diese lustigen Saarlandbekenntnisse, alle diese Beteuerungen der Kandidaten, wie wohl sie sich im Saarland fühlen und wie sympathisch Land und Leute sind.



Saarländer werden betreut von sogenannten Saarländer-Warten oder Saarländer-Machern. Die Saarländer-Warte sind für die Pflege und die Verbreitung des Saarländischen in der Bevölkerung zuständig. Sie sagen den Saarländern, was ein Saarländer bzw. was saarländisch ist, welche Eigenschaften, Verhaltensweisen, Denkgewohnheiten usw. zu einem typischen Saarländer gehören. In allen saarländischen Buchhandlungen haben die Saarländer-Warte sogenannte Saarland-Altärchen aufstellen lassen. Das sind reichhaltig bestückte Bücherstände, an denen sich die Saarländer mit Gebetbüchlein, Informations- und Erbauungsschriften über das Saarland eindecken können. Die obersten Saarländer-Warte – die Lordsiegelbewahrer und Gralshüter des Saarländischen – sitzen längst bei Hofe und beraten die Regierenden in allen „nationalen“ Angelegenheiten. Sie sind die eigentlichen Erfinder des Saarländischen, die Schöpfer des saarländischen

Volkscharakters. Die obersten Saarländer-Warte verfügen über ein Heer von Hilfswarten. Diese sorgen für eine flächendeckende Verbreitung des saarländischen Gedankengutes. Sie machen die Programme des regionalen Rundfunksenders, sie sitzen in den Redaktionsstuben der Zeitungen und in den Amtsstuben der Verwaltungen, sie stehen vor den Kameras des hiesigen Fernsehens.



Saarländer kommen in zwei Ausfertigungen vor: einer Standard- oder Normalversion und einer De-Luxe-Version. Der Saarländer der Standardversion ist katholisch, ordentlich und fleißig. Er ist in mindestens einem halben Dutzend Vereinen und besitzt ein Häuschen. Dieses Häuschen hat er selbst gebaut, wenigstens mit einem Anbau versehen. Sein Vater ist Bergmann oder hat „auf der Hütt“ gearbeitet. Die Grenzen des Saarlandes überschreitet der Normal-Saarländer nur, wenn es garnicht mehr anders geht. Er ernährt sich von Lyoner, Dibbelabbes, Rostwurst, Schwenkbraten und Bier. Im Grunde seines Herzens ist er stockdeutsch, wenn nicht schlimmer. Von den „Wackesen“ jedenfalls, den Leuten von jenseits der Grenze, hält er nicht besonders viel. Nicht, daß er unbedingt antifranzösisch wäre, aber, was deutsche Wertarbeit ist und was „Franzosen-dreck“, da läßt er sich nichts vormachen.

Der De-Luxe-Saarländer hat in Saarbrücken studiert, er hat eine Juso- oder K-Gruppenvergangenheit – manchmal auch beides –, ist aus der Kirche aus- und in die Espede eingetreten. Sein Großvater war Bergmann oder was ähnliches, sein Vater ist Laborant bei Saarberg oder „schafft“ bei der Post. Der De-Luxe-Saarländer hört es gern, wenn man ihn ei-

nen Gourmet nennt. Er schätzt die französisch-mediterrane Küche und trinkt Riesling oder Roten. Gegenüber seinen deutschen Landsleuten streicht er gerne seine besondere Affinität zu Frankreich heraus. Alte französische Autos, französische Beschilderung in den Städten, das flotte „bonsoir“ im Aktuellen Bericht des Saarländischen Fernsehens, das ist nach seinem Geschmack. Am liebsten hätte er einen französischen Namen, Palü oder so, würde mit Baguettes und „Berree“ durch die Gegend radeln und alle Welt lässig mit „salü“ grüßen. Der Vollständigkeit halber muß jedoch gesagt werden, daß es – angeblich – noch eine dritte Version Saarländer gibt. Einige Soziologen und Historiker behaupten, daß sie diesen Typ **Saarländer** bei ihren Forschungen entdeckt haben, ein Sozialpsychologen-Team an der Universität hat sich mit ihm beschäftigt und auch ein Analytiker berichtet, daß er ihn auffallend oft auf seiner Couch angetroffen hat. Der Saarländer dieses Typs ist opportunistisch, konfliktscheu und harmoniesüchtig, er ist stark verwurzelt in seiner Familie, seinem Dorf, seiner Stadt und seinem Land. Er schwankt zwischen einem ausgeprägten Wir-Gefühl und Minderwertigkeitsängsten. Seine Fähigkeit, mit Kritik umzugehen, wie auch seine Fähigkeit, Selbstkritik zu üben, ist nicht sehr ausgeprägt.

Man sollte jedoch dieser Version Saarländer keine allzu große Bedeutung beimessen. Sie fällt eher unter die Rubrik „unsaarländische Umtriebe“. Außerdem sind ihre Propagandisten ausschließlich Nicht-Saarländer, „Hergeloffene“ also, die von Land und Leuten sowieso nichts verstehen.



# Das Saarland auf der Couch\*

Von Rainer Krause

*Am 13. 11. 1989 hat Rainer Krause, Psychoanalytiker und Professor an der Saarbrücker Universität in der Stadtgalerie Saarbrücken im Rahmen einer Podiumsdiskussion über „Regionale Kulturen in Europa“ einige Überlegungen zur ‚saarländischen Identität‘ vorgetragen. Die Saarbrücker Hefte dokumentieren im folgenden seinen Redebeitrag*

## Das Identitätsproblem, analytisch betrachtet und . . .

Wir verstehen unter Identität das Wissen eines jeden Menschen um seine je eigene individuelle Existenz. Das Wissen um die Identität bezieht sich auf die Kontinuität in der Zeit als körperliches, selbstreflexiv geistiges und als soziales Wesen. Dieses Wissen ist im allgemeinen nicht Gegenstand unseres Denkens, sondern der vorbewusste Raster, auf dem sich unsere Handlungen und Gefühle abspielen. Das Bewußtwerden und natürlich auch Reden über die Identität wird erst notwendig und tritt erst auf, wenn sie zum Problem wird. Dies gilt für Einzelpersonen und für Gruppen.

Wenn wir von der Identität von Gruppen sprechen, muß man sich darüber im klaren sein, daß es sich dabei um eine Metaphorik handelt, denn Gruppen fühlen nicht als Gruppen sondern als Einzelwesen. Gemeint ist eigentlich der Anteil an der Selbstdefinition, der durch die Mitgliedschaft in einer Gruppe bestimmt wird. Je nachdem kann man in Kulturen leben, in denen der Gruppenanteil der Selbstdefinition sehr groß oder eher gering ist. Wenn sich die Einzelindividuen in dem durch die Gruppe definierten Selbstanteil ähnlich fühlen, kann man davon sprechen, daß sie eine gemeinsame Identität haben.

Da, wie oben gesagt, Identität das Erleben der Kontinuität der eigenen Person in der Zeit einschließt, bedeutet Identität kein statisches Wissen, als gewissermaßen die Liste aller für wichtig gehaltenen Eigenschaften, sondern ebenso das Wissen von dem, was ich einmal war, und von dem, was ich als Ideal anstrebe, also das utopische Projekt der Vervollständigung der Identität durch meine Handlungen und durch die meiner Kinder oder Gruppenmitglieder, mit denen ich mich identifiziere.

Das schließt zwei mögliche Formen des Scheiterns ein, nämlich das Nichterreichen einer Idealität, also die eigene Utopie verpassen und/oder das Verlieren der Identitätskonstanz in der Vergangenheit. Das Verpassen der eigenen Utopie kann auf zwei Arten geschehen. Entweder ich erkläre mich als Gruppenmitglied für ideal: Arier, Franzosen, Deutsche, Saarländer etc. sind qua Mitgliedschaft in der Gruppe gute Menschen. Das endet letztendlich in psychotischen Entwicklungen. Oder ich komme nie dazu, wenigstens vorübergehend die eigene Idealität zu erreichen, was in chronischen Scham- und depressionsähnlichen Zuständen endet. Freilich ha-

ben beide Formen des Scheiterns enge Verbindungen aufzuweisen. So ist die Phantasie von der Idealität der eigenen Gruppe häufig bereits eine Abwehr von Nichtigkeitsgefühlen.

Identitätsentwicklung setzt stabile Verinnerlichungen voraus und deshalb auch stabile Identifizierungen mit dem Verhalten derjenigen Personen, die mich geschaffen und großgezogen haben. Die Identität ist also in doppelter Hinsicht in der Vergangenheit verankert, einmal sehe ich mich selbst so, wie ich vor der Entstehung meiner bewußten Identität von den anderen behandelt wurde, zum anderen trage ich in meinem Ichideal und meinem Gewissen die unvollendeten Projekte der vergangenen Personen weiter. Dies ist auch dann so, wenn mir das bewußt gar nicht gefällt.

Wie oben schon gesagt, sind diese Prozesse im allgemeinen nicht bewußtseinsfähig, und sie werden nur Gegenstand des Erlebens, wenn es zu Problemen kommt. Wenn wir also vor diesem Hintergrund über die saarländische Identität und den kulturellen Wandel reden, reden wir per definitionem über eine Krise: Ungestörte Identitäten feiern sich, problematische problematisieren sich, wobei natürlich das Problematisieren auch eine versteckte Form des Feierns sein kann und das chronische Feiern eine Form der Abwehr einer Krise.

Als Psychoanalytiker und Psychotherapeut bin ich zuständig für die kritischen, ja verleugneten oder abgespaltenen Anteile der Identität, die integriert werden müssen, will man nicht sich selbst als utopisches Projekt verfehlen. Solche Integrationen geschehen nicht ohne heftige Affekte und Widerstände zumal wir uns ja im Identitätsbereich gewissermaßen in der heißen Zelle der Menschen bewegen: Es gibt niemanden, den Identitätsfragen kalt lassen. Ein weiterer Punkt liegt darin, daß eine wohlwollende Natur es uns wenigstens teilweise ermöglicht, die bewußt erlebbaren Anteile der eigenen Identität eher freundlich zu sehen und die schambesetzten eher abzuspalten oder sonst irgendwie fernzuhalten, was ja gar nicht bekämpft werden sollte, solange es die Realitätswahrnehmung nicht gröblich verzerrt.

**. . . auf den „saarländischen Klienten“ bezogen . . .**

Wenn wir uns um die bewußten, freundlichen Anteile der saarländischen Identität kümmern wollen, brauchen wir nur die Zeitung aufzuschlagen, die ja in manchen Bereichen eine Hofpostille der

saarländischen Leser darstellt. Da steht nämlich drin, was die Leute gerne lesen. Danach handelt es sich um ein freundliches, tolerantes, gastfreundliches, von der Geschichte gebeuteltes, relativ armes Völkchen, das sich vom Rest der Republik wohl-tuend durch seine trotz allem vorhandene orale Genußfähigkeit unterscheidet. Vor allem aus der letzten Tugend wird eine gewisse Nähe zum französischen Nachbarn abgeleitet. All dies scheint tatsächlich zu stimmen. Wohl weniger zum offiziellen Gedankengut, aber immer noch durchaus bewußt-seinsnah, sind außerordentlich enge und intensive Bindungen innerhalb eines Beziehungsnetzes von Kollegen, Familienmitgliedern etc. ohne vordergründig ausgeprägte pointierte Machtgefälle. Am treffendsten wäre wohl der Ausdruck so etwas wie ein Geschwisterclan. Auffällig ist das Fehlen der machtvollen Vaterfiguren, die man sonst in solchen Clanverbänden findet. Diese Bindungen machen einen Ortwechsel für viele sehr schwer.

Kommen wir deshalb zur anderen Seite, und nun muß ich auf meine Erfahrungen als Therapeut zurückkehren und sie mit denjenigen aus den USA und der Schweiz, wo ich lange gearbeitet habe, vergleichen. Es sollte klar sein, daß ich nicht werte und aus Zeitgründen die Nachteile anderer Identitätsentwürfe, zum Beispiel der Schwäbischen, aus der ich stamme, nicht aufzeichne.

### ... ein Klient, der sich innerlich gesund fühlt ...

Fangen wir einmal bei der Oberfläche an. Es gibt ein Fehlen an Selbstkritik, das erst auf den zweiten Blick auffällt. Die selbstreflexiven Bemühungen der Identitätsdefinitionen geschehen großenteils aus der Rolle des passiven Opfers. Dann gibt es hier einen Nepotismus, der jeden Neuzugänger zuerst einmal schwindlig macht. Meine saarländischen Freunde, außerordentlich empfindlich, sagen im allgemeinen, das sei woanders auch so, aber das stimmt zumindest vom Ausmaß her betrachtet nicht. Aber was viel entscheidender ist, daß sich im Grunde niemand wirklich dagegen entrüstet und es auch nicht bekämpft, weil es eben als zur Natur gehörig erlebt wird. Dieser Nepotismus läuft ab nach dem Modell „ich kenn da ehna“ und dieser „ehne“ ist behilflich, möglicherweise nicht vorhandene übliche Qualifikationsmerkmale zu umgehen oder für irrelevant zu erklären. Der ehne ist nicht der Chef eines Clans, sondern jeder ist stolz darauf, jedem anderen aus dem geschwisterlichen Clan auf diese Art geholfen

zu haben. Das Ansehen der Person richtet sich wenigstens teilweise nach der Anzahl der solchermaßen produzierten Placements. Das Parteibuch oder sonstige Bücher spielen da nur sekundär eine Rolle, wichtig ist die psychologische Clanstruktur. Darin spiegelt sich, ohne es zu wollen, ein sehr merkwürdiges und gebrochenes Verhältnis zur Leistung, einmal auf der Seite der Individuen, die häufig so etwas wie eine Art eingebautes Selbstbremsungs- und Hemmungssystem haben, zum anderen auf der Gruppenebene, wo wirklich gute Leute häufig gar nicht genehm sind.

### ... weil das Unheil außen lokalisiert wurde ...

Verfolgt man das nun etwas tiefer, findet man regelhaft ein sehr gebrochenes Verhältnis zur Macht und zur Identifikation mit der Macht, das wohl nur unter Rückgriff auf die Geschichte der Eltern verstanden werden kann. Die Ausübung von Macht scheint a priori mit dem Verrat an der eigenen familiären und Clansgruppe verbunden zu sein. Da die vormaligen Machthaber gewiß mehrheitlich bestrebt waren, das, was die Saarländer erarbeitet hatten, so schnell wie möglich woanders hinzutragen, ist dies der verinnerlichte Niederschlag einer historischen Erfahrung. Da die Machthaber nicht nur ausbeuteten, sondern zu allem Überfluß auch noch häufig zwischen Feinden wechselten, kam zum schlechten Gewissen, mit Ausbeutern zusammenzuarbeiten, auch noch die Gefahr der Depoten-zierung oder des erzwungenen Exils beim Wechsel der Machthaber hinzu. Man konnte als Saarländer anständigerweise nur außerhalb des Landes reussieren. Dies ging wohl Hand in Hand mit der Erfahrung, daß der Einzelperson in der Institution nicht Recht widerfahren kann, was die resignative Solidargemeinschaft der Opfer verstärkt. Auffällig ist, wenn man dies mit anderen Orten historisch großer Ausbeutung vergleicht, das Fehlen von Neidgefühlen gegenüber den Mächtigen. Neid und Ressentiment sind ja ganz zentrale Gefühle für politische Veränderungen und sollten keineswegs nur negativ bewertet werden. Das Fehlen von Neidgefühlen kann so gesehen ein Ausdruck von Resignation sein oder von meist kleikalischen Verschiebungen der Gerechtigkeitshoffnungen ins Jenseits. Diese Gleichungen wurden verinnerlicht und sind heute noch in vielfältiger Form erkennbar. Diese verinnerlichten Erfahrungen passen aber nicht mehr in die gegenwärtige Realität und schaden dem Lande ganz außerordentlich, Wie,

*Für Außenstehende auffallend war auch das Ausmaß an Pöstchenschieberei. Das Machtspiel und das Intrigenschmieden hinter den Kulissen bei der Vergabe von Pfründen, sei es in der einzelnen Gewerkschaft, der Einheitsgewerkschaft oder von politischen und öffentlichen Positionen, auf die die Gewerkschaften Zugriff hatten, führten beträchtliche Energien auf Nebengleise ab. Dies erklärt sich daraus, daß die Gewerkschaften lokale und regionale Protektionssysteme waren. Interessen wurden über persönliche Beziehungen zu einem Mächtigeren (Pfründenbesitzer) befriedigt, der als Gegengabe dafür die Gefolgschaft seiner Klientel in politischen und Sachfragen einfordern konnte . . . Dies war nicht der berühmte »Fitz«, den es anderswo geben mag. Der setzt nämlich unpersönliche universalistisch-bürokratische Amtsregeln, die Vorstellung von einem demokratischen Prozeß und ein Bewußtsein des Fehlverhaltens beim Durchbrechen solcher Regeln voraus. Im Saarland war Protektionismus und damit zwangsläufig Pöstchenschieberei das Normale, das auch die breite Mitgliedschaft erwartete, weil es ihre genuine, mit ihren Lebensstrukturen verwachsene Form von Schutz und Interessenberücksichtigung war. Die tieferen Gründe für den hohen Stellenwert dieses Verhaltens liegen zum einen darin, daß die durch das Regionalschicksal gegebene politisch-administrative Unselbständigkeit des Saarlandes (. . .) den einheimischen Institutionen wenig Freiraum für eigenes politisches Gestaltungshandeln ließ. Statt Selbstgestaltung der Verhältnisse wuchsen sie in die Funktion hinein, ihrer Klientel soviel wie möglich von dem gewährten »Segen« der Fremdherrscher zukommen zu lassen. Verteilung nicht nach dem Prinzip des Erkämpfens und Verhandeln, sondern des persönlich »was Guddes tun«. Selbst erkämpft haben die saarländischen Gewerkschaften wenig, vielmehr haben sie oft an anderswo Erkämpftem partizipiert. Der zweite Grund ist, daß das Muster der betrieblichen Sozialstruktur, nämlich der vitale und erfolgreiche Patriarchalismus in den großen Unternehmen, der die Sozialisationserfahrung der gesamten Arbeiterschaft war, auf die gewerkschaftsinternen Beziehungsstrukturen abfärbte. Diese waren in der Tendenz »unaufgeklärt« paternalistisch und partikularistisch. Die Mitgliedschaft war fixiert auf die herausgestellten Patronage-Persönlichkeiten, denen sie bei Wahlen, Abstimmungen über Sachfragen etc. blind folgte, ohne sich selbst ein Urteil und ein Stück organisatorische Handlungsautonomie zuzutrauen.*

aus: H. Kotthoff, Die Bedeutung unterschiedlicher regionaler Sozialstrukturen für die Entwicklung der Mitbestimmung, in: R. Judith, (Hrsg.), 40 Jahre Mitbestimmung, Köln 1990, S. 69 f.

könnte ich allerdings ohne Brechung meiner Schweigepflicht jetzt nicht belegen, so daß sie auf mein Wort angewiesen sind. Ich meine aber auch, das aufzudecken sei mehr Sache eines guten Journalismus als eines Psychotherapeuten und Psychoanalytikers.

### **. . . mit gegenwärtigen und künftigen Krankheitsbildern**

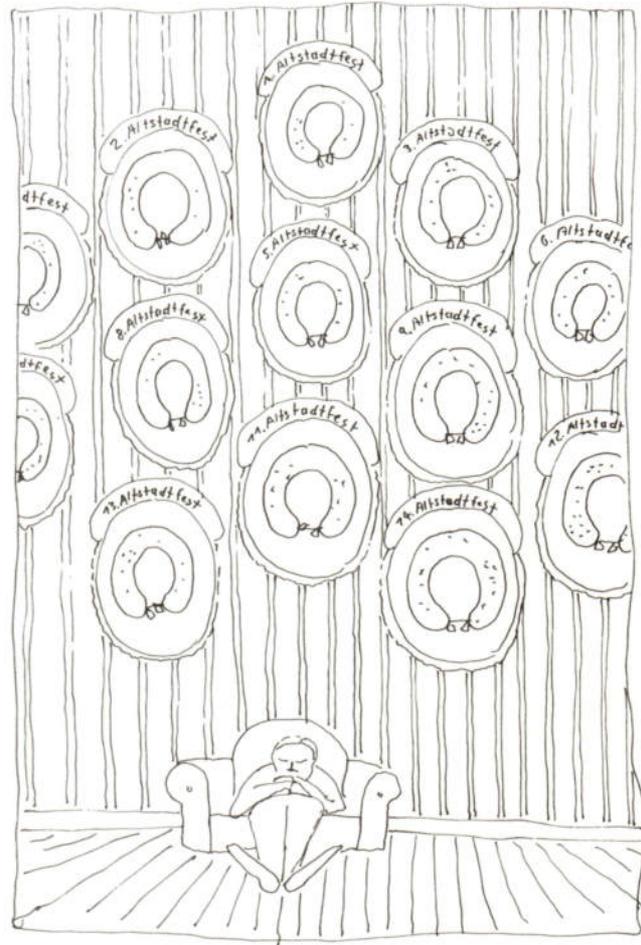
Der Rekurs auf die Familie und den Kollegenclan als Schutzverband gegen die Herren hat zu einem sehr ambivalenten Verhältnis zu den Familien und zur Heimat geführt. Einmal werden sie gefühlsmäßig als ungemein wichtig erlebt, zum anderen auf einer Stufe darunter als außerordentlich einengend. Tatsächlich gelingt die Ablösung aus dem Familienverband vielen nicht. Bei den Studenten läßt sich dies am besten beobachten. Auch diese Haltung der Familie und dem Clan gegenüber ist historisch richtig gewesen aber heute in doppelter Hinsicht be-

denklich. Erstens macht die Krise der Familie auch vor dem Saarland nicht halt. Wir haben hier mittlerweile traumhaft hohe Scheidungszahlen, und wir haben auch traumhaft hohen Alkoholismus und in der Kombination von beidem eine traumhaft hohe Gewaltrate in vielen ehelichen Beziehungen. Unter dem Einfluß des Alkohols brechen die Ambivalenzen auf. Nun könnte man sagen, das sei woanders auch so, und das ist ja auch richtig, obgleich woanders der Sturz aus dem vermeintlichen Harmoniehimmel nicht so groß war. Was aber anders ist, ist die Tatsache, daß die Infrastrukturen öffentlicher Art, die greifen sollten, wenn die familiäre und clangebundene Schutzfunktion zusammenbricht in einem miserablen Zustand sind. D. h., wer hier, sei es aus reifungsbedingten oder anderen Gründen, auf Schutz und Lebensführung außerhalb der Familie und des Clans angewiesen ist, fällt tief. Mit exzeptionellen Leistungen ist es schwer zu reussieren und wenn man in Not ist, gibt es nicht viel. Psychiatrie:

Notstandsgebiet, Psychotherapieversorgung: Notstandsgebiet, Jugendzentren ebenso. Und dies ist keineswegs nur eine Folge der fehlenden Mittel, sondern ebenso der unheilvollen Verquickung von Clanstruktur, Desavouierung von wirklicher Leistung und latenter Ablehnung von öffentlicher Kontrolle und Hilfe. Da es in den Clans natürlich ebenso viele Spannungen gibt wie in den überfrachteten Familien, gewinnt die saarländische Präokupation mit dem guten Essen auch einen weiteren Stellenwert. Sie dient nämlich auch der Unterdrückung von Konflikten. Bahnt sich Unheil an, wird zuerst einmal „gut gess“. Dagegen ist nun gewiß nichts einzuwenden, gar zu häufig bleibt es aber dann auch dabei. Von einem angenehmen Völlegefühl werden die Probleme anderer Art aber nicht gelöst. Da wir nun damit zu rechnen haben, daß alle Probleme, die vormalig von den Familien und Clans abgefangen wurden, größer werden, ich denke an die Pflege der alten Menschen, an die Integration von Fremden, an die Integration von Behinderten und langfristig Arbeitslosen, an die Behandlung der Aidskranken, wäre es an der Zeit eine Art saarländischer Perestroika durchzuführen. Sie müßte in einem Journalismus bestehen, der seinen Namen verdient, und zum anderen darin bestehen, die psychologische und reale Bedeutung der Familie und des Clans realistisch zu überdenken. Es bleibt gewiß genug an Substanz übrig, und die Mythologisierung und Überfrachtung könnte verringert werden.

### Hilfsmittel zur „Selbsttherapie“

Kommen wir zum Schluß zu den positiven Seiten zurück. Die Saarländer sind die geborenen Diplomaten, fähig, sich auf die unterschiedlichsten Ethnien vordergründig einzustellen, mit ihnen zu dinieren und unverbindlich Spaß zu haben, ohne ihre inneren Vorbehalte zeigen zu müssen. Auch das ist historisch eine Überlebensstrategie gewesen, die verinnerlicht wurde. Das wird ihnen eine große Rolle als Vermittler zwischen komplizierten Identitäten und Ethnien ermöglichen, ob daraus wirkliche Gestaltung und Politik werden wird, scheint mir ohne grundlegende Wandlung aber eher zweifelhaft.



*\* Der vorliegende Vortrag wurde mit den Psychotherapeuten Dr. med. Reiner Sandweg, Chefarzt der Klinik für Psychogene Erkrankungen, Blieskastel; Herrn Dr. phil. Bernd Kessler, Leiter der Beratungsstelle der Fachrichtung Psychologie der Universität des Saarlandes sowie Frau Dipl.-Psych. Evelyne Steimer-Krause, freiberufliche Psychoanalytikerin, durchgesprochen. Allen Beteiligten verdanke ich wesentliche Anregungen und Korrekturen.*

# Von den historischen Wurzeln saarländischen Selbstgefühls

Von Peter Bierbrauer

Zurückgekehrt aus dem Saarrevier in die preußische Hauptstadt fand der Bergassessor Hiltrop im Frühjahr 1870 die Zeit, seine „Beobachtungen über die socialen Institutionen im Bezirk der Saarbrücker Bergwerksdirektion“<sup>1</sup> – in einem umfangreichen Memorandum niederzulegen. Der aufblühende Saarbergbau, der zu jener Zeit 18 600 Bergleute beschäftigte, hatte sich zu einem blendenden Geschäft für den preußischen Staat entwickelt. Stolz verzeichnet Hiltrop, daß bei einem durchschnittlichen Jahresverdienst von 176 Talern (bei Gedingearbeit) der „Baarüberschuß der Grubenbesitzer auf den Kopf der beschäftigten Arbeiter“ im Jahr 1869 123 Taler betragen und sich der Unternehmensgewinn bei konstanten Arbeitslöhnen kontinuierlich gesteigert habe. Nicht zufrieden war der Bergassessor allerdings mit der Arbeitsmoral der Beschäftigten: „Es ist mir im Preussischen Staate kein industrieller Bezirk bekannt, in dem so unregelmäßig gearbeitet und in dem so viele Tage verfeiert werden, wie in Saarbrücken.“ Während in anderen Bergwerksbezirken bei jeder Berechnung von 300 Arbeitstagen im Jahr ausgegangen werde, brächten es die Saarbrücker gerade auf 214 Schichten im Jahresdurchschnitt. Neben den üblichen arbeitsfreien Sonn- und Feiertagen seien im Saarbrücker Revier zusätzlich „7 exclusiv Katholische Feiertage“ zu berücksichtigen, dazu an verschiedenen Orten eine unterschiedliche Anzahl „nicht gesetzlicher Feiertage, Tanzmusiken, Kirchweihen in den Heimath- und den Nachbardörfern, blaue Montage, Monats- und Quartalerste und Tage nach den Löhnungen“, die verfeiert würden.

Angesichts des geringen Arbeitsfleißes hielt Hiltrop es für abwegig, durch Lohnerhöhungen die Lage der Arbeiter verbessern zu wollen. Die Bergleute hätten es selbst in der Hand, durch die Steigerung der Zahl der Schichten, ihr Einkommen zu vergrößern. Diese Einsicht jedoch sei schwer zu vermitteln: „Das Aussetzen der Arbeiten an allen nicht gesetzlich gebotenen Feiertagen ist seit alter Zeit in Fleisch und Blut der Saarbrücker Bevölkerung übergegangen und kann deshalb nur allmählich aus dem Fleisch und Blut, aus der Überzeugung heraus sich ändern.“ Die Motivation zur Veränderung sei indes gering. „Da die Arbeiter einfach, beziehungsweise schlecht zu leben gewöhnt sind, so haben sie wenig Interesse regelmäßiger und intensiver zu arbeiten.“ Hiltrop hatte genau beobachtet: „Das jetzige beinahe ausschließliche Hauptnahrungsmittel der Schlafhausbewohner besteht neben Kaffee und Brot in

spärlich mit Fett begossenen Kartoffeln. Die Kartoffeln bringen die Leute sich vom Hochwalde herab mit, wo sie von ihren dort wohnenden Familien gebaut wird.“

Der Blick des Assessors Hiltrop auf die Arbeiter an der Saar gleicht der Wahrnehmung exotischer Eingeborener in einer entlegenen Kolonie. Die Eingeborenen selbst, die zum Vorteil der preußischen Staatskasse in den Gruben schufteten, hätten seiner Analyse wohl nur in einem Punkt zugestimmt: Sie lebten in der Tat schlecht. Der preußische Staat zahlte ihnen Hungerlöhne, die nicht annähernd ausreichten, eine Familie zu unterhalten. So waren sie gezwungen, an den traditionellen agrarischen Grundlagen festzuhalten und die Doppelbelastung von Industriearbeit und Landwirtschaft zu übernehmen. Diese Lebensweise war überhaupt nur möglich unter der Voraussetzung, daß die Arbeiter die industrielle Arbeitsdisziplin gelegentlich durchbrachen, um Zeit für den notwendigen Nebenerwerb oder seltene Erholungspausen zu gewinnen. Flexibilität im Umgang mit dem Arbeitgeber und Findigkeit im Aufspüren von Freiräumen waren in einer Arbeitswelt, in der die Beschäftigten im Durchschnitt nicht älter als 50 Jahre wurden, Erfordernisse des Überlebens. Es zeichnet die Arbeiter an der Saar aus, daß sie die Tugenden der Flexibilität und Findigkeit im Umgang mit autoritären Strukturen entwickelt haben.

## Vom Acker in die Grube

Zur Ehre des preußischen Staates sei gesagt, daß es den Leuten an der Saar ohne den Bergbau noch wesentlich schlechter gegangen wäre. Vor 1850 lebten im Saarraum in überfüllten Dörfern unterbeschäftigte Bauern, die von ihren kleinen Hofstellen kaum das Nötigste zum Leben erwirtschaften konnten und auf die unterschiedlichsten Formen des Nebenerwerbs (Besenbinden, Korbflechten u. v. a.) ausweichen mußten. Der Aufschwung der Montanindustrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts veränderte die Situation. Die Menschen aus den Dörfern zwischen Westpfalz und Hochwald fanden eine Beschäftigung im entstehenden Revier, das zunächst den bäuerlichen Söhnen ein Zubrot zur landwirtschaftlichen Existenzgrundlage ihrer Familien bot und schließlich für Hunderttausende zu einer neuen Heimat wurde.

Als die Industrialisierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen gewissen Abschluß gefunden hatte,



Saarländische Familie 1935

bot die Montanindustrie ca. 100 000 Männern Lohn und Brot. Aus der spezifischen Mischung neuer industrieller und traditioneller ländlicher Arbeitsweisen und Lebensstile hatte sich an der Saar eine soziale Formation entwickelt, die sich von den Gesellschaftsstrukturen anderer Industrieviere deutlich abhob. Während an der Ruhr, aber auch in Lothringen und Luxemburg, zuwandernde fremde Arbeitskräfte das Bild einer proletarischen Industriearbeiterschaft bestimmten, konnte das Saarrevier auf die Bevölkerung des regionalen Umfeldes zurückgreifen. Die Verhaltensmuster, Normen und Bindungen der alten agrarischen Umwelt wurden durch die Industrialisierung nicht einfach zerbrochen, sondern – mehr oder weniger modifiziert – in das neue Lebensgefüge übertragen.

Die vorindustriellen Traditionen, in denen die Arbeiter des Saarreviers verwurzelt waren, hatten ihre besonderen Eigenheiten. Am Hunsrück und seinem Vorland war die kapitalistische Modernisierung der Landwirtschaft weitgehend vorbeigegangen. Die Realteilung im Erbrecht mit ihrer endlosen Zerstückelung der Höfe hatte eine relativ homogene Gesellschaft entstehen lassen, in der es keine große Bandbreite in der allgemeinen Armut gab. Größere Städte, die als Märkte die Produktion hätten anreizen können, fehlten völlig. Der Staat des An-

cient Régime hatte diese Bauern weitgehend sich selbst überlassen. Im Alten Reich gab es in den Ausprägungen der Agrarverfassung kaum eine archaischere Struktur als die bäuerliche Gesellschaft im Hochwald unter der Herrschaft der Bischöfe von Trier. Noch im 18. Jahrhundert wurden hier spätmittelalterliche Formen praktiziert, die in moderneren Territorien längst abgestorben waren, das Jahrgeding der Meierhöfe etwa oder die Öffnung der Weistümer. Die genossenschaftliche Basis der dörflichen Wirtschaft hatte sich in besonderer Weise erhalten und konnte in einzelnen Formen (Gehöferschaften) sogar bis in die Gegenwart tradiert werden. Auf die Konfrontation mit industrieller Arbeit und kapitalistischen Wirtschaftsformen war diese dörfliche Gesellschaft in keiner Weise vorbereitet. Vielfach wurde die Industriearbeit nur als Mittel angesehen, aus den ersparten Lohngeldern dem bäuerlichen Familienbetrieb durch Zukauf von Ackerflächen eine auskömmliche Größe zu verschaffen.

Die Zuwanderer, die in das engere Revier zogen, in das Gebiet der alten protestantischen Grafschaft Nassau-Saarbrücken, hielten die Verbindungen zu ihren Dörfern und der dortigen Verwandtschaft aufrecht, die Kontakte rissen nicht ab. Die Muster bäuerlicher Mentalität blieben ungebrochen: bäuerliches Besitz- und Autarkiedenken manifestierte sich



im Drang zum Erwerb von Grund und Boden, in Hausbesitz und Gartenwirtschaft, der dörfliche Partikularismus lebte fort in familiärer und lokaler Abgrenzung, die Selbstgenügsamkeit der bäuerlichen Familienwirtschaft blieb das Leitbild auch des Arbeiterhaushalts. Arbeiterkolonien, die das Bild industrieller Siedlung und Lebensform in anderen Revieren bestimmten, gab es zwar auch an der Saar, aber sie blieben hier Ausnahmereischeinungen.

Die Kräfte, die das Herrschaftssystem der Industriegesellschaft des Saarreviers prägten, sind vielfach beschrieben worden: Der preußische Obrigkeitsstaat, der den neuentstehenden industriellen Schichten politische Partizipationsmöglichkeiten verwehrte und den Arbeitern selbst auf der Ebene der kommunalen Selbstverwaltung kaum Mitwirkungsmöglichkeiten eröffnete. Stilbildend war der Staat auch im Bereich der Wirtschaftsorganisation durch seine unternehmerische Rolle im Bergbau. Der autoritäre Patriarchalismus der Bergverwaltung, die zwar bei den Löhnen sparte, dafür aber über die Knappschaftskasse ein rudimentäres System sozialer Sicherung entwickelte, fand ihre Fortsetzung in der Eisen- und Stahlindustrie, wo Stumm und Röchling das System von Niedriglohnpolitik, sozialen Beihilfen und rigider Disziplinierung perfektionierten. Nicht ohne Erfolg versuchte der Staatsbergbau durch die Differenzierung in „ständige“ und „unständige“ Bergleute, durch Knappschaft und Uniformierung bei seinen Beschäftigten ein ständisches Selbstverständnis zu erzeugen, um sie so gegen die „gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie“ zu immunisieren. Ein ähnliches Repertoire und die gleichen Zielsetzungen begegnen

wir in der Eisen- und Stahlindustrie. Tatsächlich gelang es den Unternehmern, die Arbeiterbewegung an der Saar bis 1914 zu einem Randphänomen zu machen und eine eigenständige Organisation der Arbeiter zu verhindern. Die fanden eine Gegenwelt zur Industrie und ihrer protestantischen Leistungs- und Disziplinierungsnormen am ehesten im Schoß der katholischen Kirche, die sich der Arbeiter annahm und sich derart einen bestimmenden Einfluß auf die neuen industriellen Schichten verschaffte.

### Das Revier als Land

Das Saarland ist als staatliche Formation ein junges Gebilde. Die Sieger des Ersten Weltkriegs, die den Südzügel der preußischen Rheinprovinz mit Teilen der bayerischen Pfalz und dem kleinen oldenburgischen Territorium im Hunsrückvorland als „Saargebiet“ vom Reich abtrennten und einer Völkerbundsverwaltung unterstellten, orientierten sich nicht an alten historischen Grenzen. Ihr Ziel bestand darin, die prosperierende Montanindustrie zu übernehmen. So folgte die Grenzziehung genau dem Siedlungsbereich der Arbeiter des Reviers. Schon von diesen Ursprüngen her stehen im Saarland Staat und Wirtschaft in einem paradoxen Verhältnis: Das Saarland als eine originäre politische Einheit mit einer bestimmten Wirtschaftsstruktur zu verstehen, wäre völlig verfehlt. Die Sache verhält sich genau umgekehrt: Im Saarland hat eine gewachsene Wirtschaftsstruktur einen staatlichen Überbau gefunden.

Das Bewußtsein, ein Land zu sein, bezieht sich in aller Regel auf weit zurückreichende politisch-herrschaftliche Einheiten. Tirol etwa ist ein Land in

diesem Sinn, ebenso Bayern oder Sachsen. Landesbewußtsein entstand hier durch die Tradition von staatlicher Zugehörigkeit, rechtlicher Einheit und politischer Partizipation. Auf keines dieser Elemente kann sich ein saarländisches Selbstverständnis stützen. Dennoch ist es zweifellos in einem hohen Grade ausgeprägt. Die Frage nach den Ursprüngen dieses saarländischen Landesbewußtseins wird in der wachsenden Saarliteratur meist mit dem Verweis auf die wechselnde Zugehörigkeit zwischen Deutschland und Frankreich beantwortet. Die Jahreszahlen 1919, 1935, 1945, 1955 und 1959 erscheinen dabei als Höhepunkte eines dramatischen Ringens um die staatliche Zuordnung, in dem der Saarländer, hin- und hergerissen zwischen politischen Grenzen und nationalen Identitätsangeboten, eigentlich „nie richtig daheim“ sein darf. Derart bestätigt als tragische Figur in den Stürmen des 20. Jahrhunderts, begreift sich der Saarländer vorzugsweise als Opfer der Geschichte.

Die gängige politische Herleitung einer saarländischen Identität verdeckt, daß die Saarländer und Saarländerinnen in den entscheidenden Phasen ihrer Geschichte eben nicht zu politischer Eigenverantwortung fähig waren. Wenn eine ältere Dame in einem Projekt der Geschichtswerkstatt Saarbrücken über die Abstimmung von 1935 berichtet, der Wahlakt sei gewesen, „als wenn man vor den Traualtar

geht“, so wird in dieser sporadischen Äußerung die Stimmung deutlich, die an jenem 13. Januar die Gemüter beherrschte. Mit Politik im Sinn von Selbstbehauptungswillen, Interessenartikulation und Widerstandsbereitschaft hatten die Saarländer weder vor noch nach 1935 viel im Sinn. Wichtiger als der Staat, dessen Leitung sie 1935 dem „Führer“ und später den konservativen Garanten der überlieferten Verhältnisse überließen, war ihnen der private Lebensbereich, auf den sie ihre Energien konzentrierten. Unterhalb und neben der öffentlichen Sphäre verdichteten sich diese privaten Energien zu einer kleinbürgerlichen Welt von großer Geschlossenheit.

### Das Saarland als Lebensform

Ein Jahrhundert ist ein vergleichsweise kurzer Zeitraum, um eine kollektive Lebensform zu prägen. Über ein halbes Jahrtausend entwickelte sich das Gerüst von Normen, Verhaltensmustern, Umgangsformen und Wirtschaftsstilen, die für die Kultur der alteuropäischen Adelsgesellschaft oder später für die des Bürgertums prägend wurden. Das Erstaunliche der Sozialgeschichte des Saarreviers liegt darin, daß es binnen weniger Jahrzehnte gelang, im industriellen Milieu ein kulturelles Muster zu prägen, das in seiner Festigkeit eher an überkommene Rollensysteme der Ständegesellschaft erinnert, als an die industrielle Moderne mit ihrer Offenheit und Mobilität.



*Im Nord-Saarland, wo wir Firmen der Bekleidungsindustrie untersucht haben, haben wir wider Erwarten weder den gegenüber den Arbeiterinnen gleichgültigen tayloristisch orientierten Unternehmer noch das Pendant dazu, also die „instrumentalistische“ Näherin, angetroffen. Obwohl vom Arbeitssystem und den Branchenbedingungen her alle Voraussetzungen gegeben wären, teilnahmslos aneinander im Betrieb vorbeizuleben, beziehen sich Unternehmer und Arbeiterinnen sozial aufeinander: die Unternehmer, indem sie Anteil nehmen am Los der Näherinnen, auf Zuspitzungen in ihrer Leistungs politik verzichten und Lebensweltliches in den Betrieb hereinlassen, die Arbeiterinnen, indem sie „produktivistisch“ auch unter Bedingungen restriktiver Arbeit agieren, dem Betrieb verbunden sind und sich dort sozial einrichten oder auf gut saarländisch dort „dahemm“ sind. Beide Seiten versuchen, als Grundzug des betrieblichen Zusammenlebens „Harmonie“ einzuführen, Konflikthandeln zu umgehen und sich ihre „saarländische Freude“ nicht durch Streit und Gezänk zu vermiesen. Polarisierungen und Dramatisierungen sind dem Wesen der von uns befragten Arbeiterinnen und Unternehmer fremd. Aufeinander zuzugehen und die Dinge einvernehmlich zu regeln, entspricht ihrer Lebensart weit mehr. Diese Haltung hat wenig zu tun mit der Konfliktscheu unserer Schwarzwälder Arbeiter, deren Pendant ja die Achtung und der Respekt vor der Autorität ist. Die Arbeiterinnen bringen ihre Interessen durchaus zur Geltung und ihre Interessenorgane achten genau auf die Einhaltung des Rechts und des Gesetzes. Sie wissen, was ihnen zusteht und sie kennen und schätzen den Wert einer eigenständigen Interessenvertretung und starker Interessenorganisationen. Sie leben in und mit einer regionalen Kultur, in der die Elemente des Konsenses, der Verbundenheit, des Gemeinschaftlichen, der Kooperation und die Elemente der Interessenartikulation, des Arbeiterstolzes und des gewerkschaftlichen Einflusses im Verlaufe der historischen Entwicklung ineinander verschmolzen sind.*

Aus: H. Kotthoff, J. Reindl: Die soziale Welt kleiner Betriebe. Wirtschaften, Arbeiten und Leben in mittelständischen Industriebetrieben, Göttingen 1990

Vier Generationen von Saarländern lebten in einer Gesellschaft, die von der Wiege bis zur Bahre klare Rollenerwartungen vorgab. Noch der Eltern generation der 60er Jahre war es sehr bewußt, daß es eine soziale Norm gab für die Menge und Beschaffenheit der „Kindtaufsgutzjer“, die nach der Taufe an der Kirchentür unter die wartenden Kinder zu verteilen waren, ganz abgesehen von den Regeln für die Auswahl der Paten aus den Elternfamilien oder die Dauer und den Umfang des Tauffestes. In diesem, das gesamte Leben einfassende Regelsystem gab es durchaus Spielräume, aber sie waren eng. Der Rhythmus des Alltags, von der großen Wäsche am Montag bis zum Familienbad am Samstag, war klar definiert und unterlag einer rigiden sozialen Kontrolle. Man konnte das männliche Kommunionkind in den zwanziger Jahren entweder mit einem Matrosenanzug der Firma Bleyle ausstatten, was auf eine gewisse wirtschaftliche Solidität schließen ließ, oder aber mit einem einfachen schwarzen oder dunkelblauen Anzug. Die Norm jedoch, daß die Kinder dem festlichen Anlaß entsprechend neu einzukleiden waren, bestand unerschütterlich. Sie wurde in einem solchen Maße als unabdingbar betrachtet, daß die katholische Kirche selbst einsprang, wenn –

keineswegs ein seltener Fall – die dürftigen Verhältnisse den Familien nicht erlaubten, ihre Kinder derart aufwendig einzukleiden. Ebenso klar wie die Kommunionkindern und Konfirmanden zukommende Ausstattung war definiert, wie die Investitionen für einen neuzugründenden ehelichen Hausstand auf die Brautleute und ihre Eltern zu verteilen waren. Das Schlafzimmermobilier etwa war von den Eltern der Braut zu beschaffen.

Was die Familien und die Nachbarschaft von den Eheleuten, die entweder im Dachgeschoß eines Elternhauses oder in einer gemieteten Mansardenwohnung ihr gemeinsames Leben aufnahmen, erwarteten, ging über die zuverlässige Erfüllung der alltäglichen Funktionen im Arbeitsleben bzw. in der Haushaltsführung hinaus. Daß die Familie in ihrer Gemeinde einen geachteten Platz einnehmen konnte, hing vielmehr von einer Aufgabe ab, die zwar keineswegs leicht, aber doch lösbar erschien: Es mußte ihr gelingen, innerhalb zweier Jahrzehnte aus der Mietwohnung in ein Eigenheim zu wechseln. So war Sparsamkeit in der Lebensführung angesagt. Nach einigen Jahren des Sparens konnte ein Bauplatz erworben werden. War der Mann in dieser Zeit auf der Hütte oder in der Grube zuverlässig sei-

ner Arbeit nachgegangen, gewährte ihm das Unternehmen zu günstigen Konditionen ein langfristiges Baudarlehen, das es ihm erlaubte, mit sehr viel Eigenleistung und der Hilfe seiner Freunde und Kollegen ein bescheidenes Wohnhaus zu errichten. Der Zugewinn an Lebensqualität und sozialer Anerkennung, den der Einzug in das neue Eigenheim brachte, mußte allerdings teuer bezahlt werden. Für Neubaugebiete enthält die saarländische Umgangssprache einen bezeichnenden Begriff: „Süßschmierviertel“. Um die finanziellen Lasten des Hausbaus tragen zu können, war die Familie gezwungen, auch weiterhin sparsam zu wirtschaften, was vor allem in der Ernährungsweise seinen Ausdruck fand: Fleisch und Wurst blieben rar, statt dessen kam Marmelade aus der eigenen Gartenwirtschaft auf den Frühstücks- und Abendbrotisch – „Süßschmier“ eben. Auch der Umstand, daß für die Zeit vor dem ersten Weltkrieg für die saarländischen Arbeiterfamilien ein Kartoffelverbrauch belegt ist, der um 340 % (!) über dem Reichsdurchschnitt lag, läßt sich in diesem Zusammenhang einordnen.

### Hilfe und Zwang

Die sozialen Verpflichtungen, die aus der Nachbarschaftshilfe beim Bau erwachsen, waren beträchtlich. Die Leistungen, die die Verwandten und Vereinskameraden für den Bauherrn erbracht hatten, waren auf Gegenseitigkeit angelegt. Für den Neubaubesitzer hatte das zur Folge, daß er seine ohnehin knapp bemessene Freizeit auch nach dem Einzug zu einem wesentlichen Teil weiterhin auf Baustellen zubrachte, aber nun eben auf fremden. Zu berücksichtigen sind auch die Konsequenzen der betrieblichen Baufinanzierung für die Unternehmensstrukturen der Montanindustrie. Die meist 25jährige Laufzeit des Baudarlehnens, das natürlich ein ungekündigtes Beschäftigungsverhältnis voraussetzte, in Zusammenhang mit der mindestens fünfjährigen Anwartschaft auf den Kredit, hatte zur Folge, daß ein Bauherr fast sein gesamtes Berufsleben hindurch an sein Unternehmen gebunden blieb. Die vielgerühmte Stammebelegschaft der Saarunternehmen, die mit diesen und einigen anderen „Sozialleistungen“ begründet wird, ist letztlich auf ein Ge-

### Von der Beharrlichkeit der Lebensform: Wohnküche 1925–1990



flecht derartiger Verpflichtungen und Abhängigkeiten zurückzuführen.

Die Bedeutung die Fragen des Hausbaus und des Hausbesitzes für die Industriekultur des Saarlandes besitzen, ist kaum zu überschätzen. Schon der statistische Befund, demzufolge das Saarland trotz eines deutlich unterdurchschnittlichen Einkommensniveaus mit einem Anteil von zwei Dritteln an Eigenheimbewohnern noch heute an der Spitze der Bundesländer rangiert, macht die besondere Rolle des Hausbesitzes deutlich. Einige ältere Frauen, die in einer alltagsgeschichtlichen Untersuchung der Geschichtswerkstatt Saarbrücken befragt wurden, berichteten übereinstimmend, daß bei der Ankündigung einer bevorstehenden Verlobung für die Einschätzung in ihren Familien neben der Konfession vor allem die Frage wichtig gewesen sei, ob die Eltern des jungen Mannes über ein eigenes Haus verfügten. Die soziale Anerkennung über Hausbesitz mag im städtischen Milieu eine geringere Rolle gespielt haben, in den Industriedörfern des Saarlandes jedoch gilt noch heute das „zur Miete wohnen“ als sozial disqualifizierend.

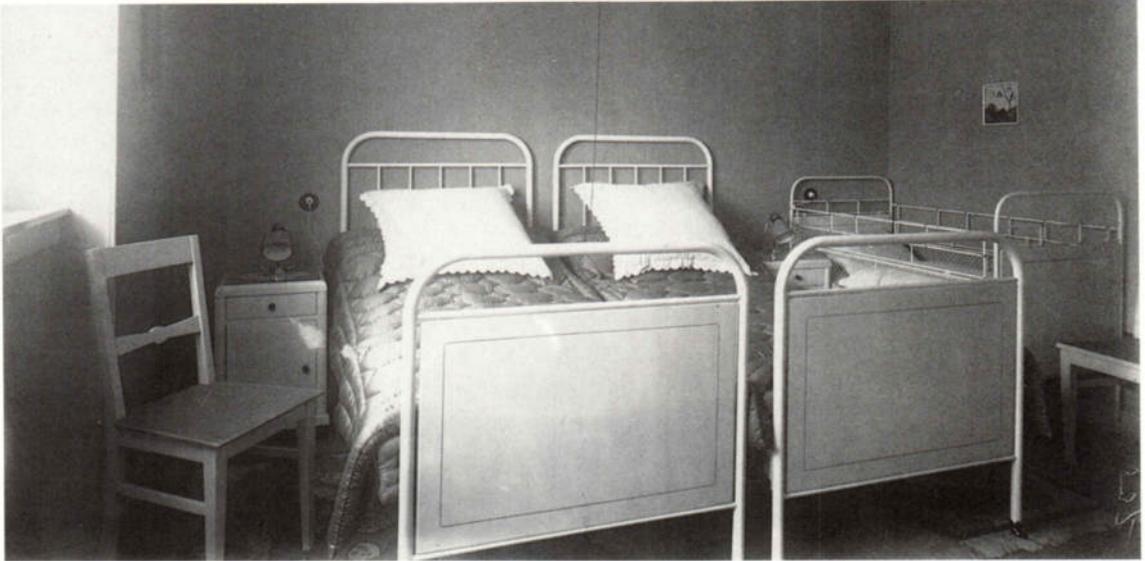
Die auf der Basis von Eigenleistung errichteten Häuser prägen das Bild saarländischer Wohnstraßen durch ihre spröde Funktionalität. Weder Architekten noch professionelle Bauhandwerker konnten bei diesen Eigenbauten stilbildend einwirken, weil die Berg- und Hüttenleute sie zur Bauausführung kaum benötigten. Sowohl der Bergmann als auch der Hüttenmann ist von seiner professionellen Praxis her eine Art Universalhandwerker, der im Umgang mit Holz, Beton und Stahl über Grundfertigkeiten verfügt und zu improvisieren versteht. Und so baut er eben nach seiner Fassung – praktisch muß es sein und billig. Das Bauen jedoch ist nicht nur eine Last, es ist auch eine Leidenschaft. Eine der eigenartigsten Erscheinungen der saarländischen Wohnarchitektur ist nur auf diese Weise zu erklären: der Anbau. Nur die wenigsten Häuser in den saarländischen Industriedörfern besitzen einige Jahrzehnte nach der Erbauung noch ihre ursprüngliche Gestalt. Das Haus wurde, wenn es die Bedürfnisse der wachsenden Familie verlangten, erweitert, aufgestockt, ergänzt um Wintergärten und Garagenanbauten, zur Gartenseite vergrößert durch Schuppen und Werkstatt Räume. Das Haus wuchs mit der Familie, die sich darin einmal und für immer niedergelassen hatte, es bot Platz nicht nur für eine, sondern für drei Generationen und wurde von den Kindern meist erst verlassen,

wenn die räumliche Enge die Gründung eines weiteren Hausstandes nicht mehr zuließ.

Der Umgang mit dem Haus und die Bedeutung des Hausbesitzes geben einen Schlüssel zum Verständnis saarländischer Mentalität. Das Haus, für die Arbeiter des 19. Jahrhunderts Ersatz für den verlorenen bäuerlichen Lebensstil, bildete für die späteren Generationen die Fluchtborg vor einer industriellen Umwelt, der sie nur mit Anpassung begegnen konnten, die zu gestalten und zu beherrschen sie sich indes nicht imstande sahen. Je stärker die Fremdbestimmung durch die jeweilige Obrigkeit in Staat und Betrieb erfahren wurde, je weniger sich die Menschen den Anforderungen einer komplizierter werdenden Lebenswelt gewachsen sahen, um so stärker war der Wunsch nach Abschottung und Geborgenheit, der im Haus seinen Ausdruck fand.

### Traum und Trauma

Das Saarland ist arm an bürgerlichen Traditionen, die allenfalls lokal, in St. Johann etwa oder in Saarlouis zur Geltung kommen. Die Landwirtschaft ist zu einem marginalen Sektor geschrumpft. So liefert vor allem die Lebensform der Berg- und Hüttenleute die Grundlage an gemeinsamen Erfahrungen und Einstellungen, auf die sich im Saarland ein kollektives Selbstverständnis am ehesten stützen kann. Dessen versteckter Kern ist die traumatische Erinnerung an die materielle Dürftigkeit des Lebens und die mühsame Sicherung auskömmlicher Grundlagen im Prozeß der Industrialisierung. Die häufige Betonung von Lebensfreude und Genußfähigkeit als Charakteristika saarländischer Lebensart steht zu dieser Feststellung nicht unbedingt in Widerspruch, läßt sie sich doch leicht als utopisches Wunsch- und Gegenbild einer Kultur entziffern, die tatsächlich von Mangel, Sparsamkeit, strenger Ordnung und mühevoller Arbeit geprägt war und teilweise auch noch ist. In der Vorstellung des Schlaraffenlands, in dem die Tische überquellen, in dem der Wein in Strömen fließt und die Feste nicht enden wollen, hat schon das 16. Jahrhundert der Sehnsucht des „armen gemeinen Mannes“ Ausdruck verliehen. Das unentwegte Bemühen der heutigen Saarländer, in einer endlosen Kette von Festen und Feiern das Schlaraffenland wenigstens zeitweise aus dem Traumbezirk in die Realität zu versetzen, markiert die unbewältigten oralen Defizite ihrer industriellen Geschichte.



Sparsamkeit und strenge Ordnung.  
Musterschlafzimmer 1937.

Die Hoffnung, durch organisiertes politisches Handeln eine gerechtere Gesellschaft und eine bessere staatliche Ordnung erzeugen zu können, hat die Mehrheit der Menschen an der Saar nie geteilt. Die autoritären Herrschaftsstrukturen des 19. Jahrhunderts hielten die industriellen Schichten auf Distanz zu den öffentlichen Angelegenheiten und Institutionen. Der Staat erschien als eine unbezweifelbare Macht, die anzuerkennen selbstverständlich war. Die lange nachwirkenden Folgen dieses Defizits an politischer Erfahrung zeigen sich noch heute im Umgang mit öffentlichen Institutionen, in der Bevorzugung persönlicher Kontakte und informeller Praktiken gegenüber formalen Verfahren. So erscheint die Hintertür vielfach als Haupteingang zu Behörden und Ämtern. Erst allmählich bildet sich im Saarland eine politische Kultur heraus, die auf Partizipation und Konfliktfähigkeit angelegt ist.

Es wäre ungerecht, die Industriekultur des Saarlandes nur über ihre politischen Defizite und gesellschaftlichen Zwänge erfassen zu wollen. Das dichte Netz familiärer und lokaler Bindungen, das sich an der Saar entwickelte, bot zwar keinen Spielraum für individuelle Exzentrik und abweichendes Verhalten, aber es belohnte die gelungene Anpassung immerhin durch ein erhebliches Maß an sozialer Sicherheit, Stabilität und Geborgenheit. Daß die Arbeiter eher

auf das kleine private Glück ihrer Familien hinarbeiteten, als auf große gesellschaftliche Veränderungen, ist ihnen nicht zum Vorwurf zu machen.

Mittlerweile ist den Arbeitern an der Saar die Arbeit ausgegangen. Die Krise der Montanindustrie hat bereits zwei Drittel der Arbeitsplätze gekostet. Ein Ende des Niedergangs ist nicht absehbar. Mit der Industrie stirbt die Lebensform, die aus ihr hervorgegangen ist. Daß damit auch die Enge traditioneller Orientierungen aufbrechen kann, zeigt sich darin, daß erst in diesem Stadium des Niedergangs der traditionellen Arbeiterschaft eine ehemalige Arbeiterpartei die politische Vorherrschaft gewinnen konnte. Die Krise bedeutet zugleich die Chance einer gesellschaftlichen Öffnung. Daß sie genutzt werden wird, erscheint jedoch als zweifelhaft. Gerade jetzt ist eine neue kleine Industrie zur Blüte gelangt, die sich mit der affirmativen Inszenierung und Stilisierung saarländischer Lebensart befaßt und die kulturellen und politischen Szenen mit Saar-Devotionalien aller Art bereichert. Es steht zu fürchten, daß die saarländische Reaktion auf die Herausforderung eines Strukturwandels erneut in regressiven Fluchtbewegungen mündet.

<sup>1)</sup> Landesarchiv Saarbrücken, Bestand Bergwerksdirektion 564/628, S. 923 ff.

# New York ist eher etwas für Bodenständige

Nach Geschäftsverhandlungen mit dem „New Yorker“ begegneten die „Saarbrücker Hefte“ auf der Gangway des Kennedy-Airports drei Ex-Saarländern, eine gute Gelegenheit für eine repräsentative Umfrage.

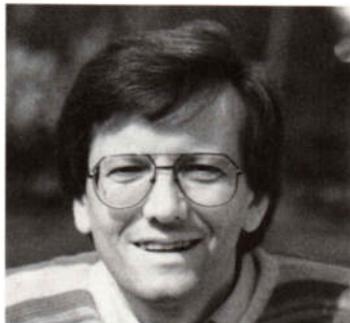
## Jörg Janzer

Geb. 1939 in Freiburg, Heidelberg und Dakar. Etwa von 1972 – mit einigen kurzen Unterbrechungen – bis 1989 Hauptwohnsitz in Saarbrücken. Freundschaft mit Claude Jaté. Jetzt in Berlin 36, Köpenicker Str. 168. Bekannt durch die Entdeckung und Erstbeschreibung der „Funktionellen Verblödung bei formal intakter Intelligenz“ in „Fleischesfleisch“ (AQ-Verlag, ca. 250 S., ISBN 3-922441-51-3, DM 38,-).

## Prof. Dr. Wilfried Loth

geboren 1948 in Wadern, Schüler des Ludwigsgymnasiums, Student an der Saar-Uni (Germanistik, Geschichte), Pfadfinderführer, Assistent am Saarbrücker Historischen Institut, dann Professor für Politikwissenschaft an der FU Berlin und an der Universität Münster, seit 1986 Professor für Neuere Geschichte an der Universität Essen.

Schreibt Bücher zur Geschichte der internationalen Beziehungen, zur französischen und zur deutschen Geschichte.



## Heinz Schilling

geboren 1942 in Seligenstadt am Main. Studium der Germanistik, Politikwissenschaft (bei Carlo Schmid) und Volkskunde. M. A. 1968 über die Massenpresse im 16. Jahrhundert; Dr. phil. 1971 mit einer Untersuchung über deutsche Alltagsästhetik. Von 1971 bis 1977 Kultur- und Wissenschaftsredakteur beim SR (Abendmagazin „Kultur aktuell“ zusammen mit Bernd Schulz). Lehrt seit 1977 Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Universität Frankfurt. Schwerpunkte: Lokale und regionale Identität, Stadt-Land-Beziehungen, Kulturkontakt und Kulturkonflikt, Kulturpolitik. 12 Forschungsprojekte, u. a. „Leben an der Grenze Saarland-Lorraine“ (1983–1986). Zahlreiche Veröffentlichungen. Thema der Habilitation: Urbanität.

Erinnert sich gern an saarländische Sommergärten mit Schwenkbraten und Urpils. Liebt Saarländer und Saarland auch ohne Salü-Management.

## 1. Welche spontanen Erinnerungen verbinden Sie mit dem Stichwort ‚Saarland‘?

*Durchaus.*

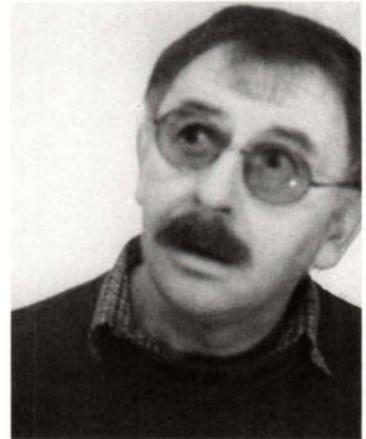
*Der Geruch der (alten) Völklinger Hütte, die Wälder bei Schoenecken, die Rostwurstbude an der Ecke, das Sommerfest der Stadtkapelle in der „Gartenschau“, die hilflose Häßlichkeit der modernisierten Straßendörfer.*

*Von A bis Z: Arbeitslosigkeit, Bruchspalten, Cattenom, Cindy & Bert, D-Schild/F-Schild, Etzling, Flemm, Gulden, Grenze, gemütlich, Gefügsamkeit, Harmonie der Widersprüche, Hellen (meine Tochter, in Saarbrücken geboren), Image-Klempnerei, joo (ei-joo), Kultur Aktuell, Leidingen, Luftkutscher, Harig, Metz, Minderwertigkeitsmasochismus, Niemandsland, Oberhauser, Parkschenke, Quierschieder Schwimmbad, Ruß, Roschtwurscht, Römbell, Schwenkbraten, Saarländische Freude, Testmarkt, Urpils, Überschaubar, Untertan, von der Heydt, Warndt, Zeitungsvielfalt, zeitlos*

**2. Schildern Sie bitte ein persönliches Erlebnis, von dem Sie glauben, daß es in dieser Form nur im Saarland hat stattfinden können.**

*Daß ich da mal war.*

*Die Geschichte ist dem Kollegen V. passiert, aber sie hätte mir natürlich genauso gut passieren können: Er fährt nach einem sehr langen und sehr feuchten Abend mit dem Wagen nach Hause. In der Großherzog-Friedrich-Straße (oder war es in der Trierer Straße?) wird er von einer Polizeistreife angehalten. Bei der ersten Frage nach Führerschein und Fahrzeugpapieren muß er schon passen: er hat sie nicht bei sich. Wie die Geschichte normalerweise weitergeht, weiß man. Nicht so im Saarland. Kollege V. erklärt, daß der Führerschein zu Hause auf der Kommode liegt, und als der Streifenbeamte dagegen hält, das könne ja jeder sagen, fordert er ihn auf, bei seiner Frau anzurufen und sich Existenz und Standort des Führerscheins bestätigen zu lassen. Der Beamte – tut das, erhält die Bestätigung von Frau V. und meint dann nur noch, daß V. den Führerschein am nächsten Morgen auf der Wache vorzeigen soll. So geschiehts, und damit hat sich die Sach.'*



**Heinz Schilling**

*Das ist die Geschichte mit der Geschichte: Im Saarland bekommt man allenthalben fast alles aus der Historie heraus erklärt. Geschichte als Geschichte jedoch nicht von Klassen, sondern von Abstimmungskämpfen. Der ständige Rekurs auf Geschichte läßt ahnen, daß mit der Gegenwart und der Zukunft was nicht stimmt.*

**3. Wenn Sie die Wahl hätten, entweder in New York oder in Saarbrücken zu wohnen, wie würden Sie sich entscheiden und warum?**

*Ich würde nach New York ziehen und die „Saarbrücker Hefte“ abonnieren.*

*Der Weg von Saarbrücken zum Flughafen Luxemburg ist, Einscheckzeiten eingerechnet, allemal schneller als der Weg von New York zum Kennedy Airport. Wer also mit dem geringsten Zeitaufwand schnell überall in der Welt sein will, tut gut daran, sich Saarbrücken als Bodenstation zu wählen. New York ist eher etwas für Bodenständige.*

*Natürlich in New York. Warum? Wie sich New York hierzulande durchsetzt, kann ich in Frankfurt miterleben. Daß sich Saarbrücken in New York durchsetzt, möchte ich in New York erleben, z. B. wie die Saarbrücker Zeitung die New York Times ablöst.*

4. Wenn am kommenden Sonntag Bundestagswahlen wären, würden Sie lieber einen Pfälzer oder einen Saarländer zum Bundeskanzler wählen.

Die Differenz.

Mit dieser Frage rühren Sie an ein echtes Strukturdefizit unserer Demokratie: Ein Saarländer gegen einen Pfälzer! Was soll da ein saarländischer Wähler machen, dem die politische Richtung des saarländischen Bewerbers nicht paßt? Um die unerträglichen Gewissenskonflikte und Verzerrungen des Wählervotums, die sich daraus ergeben, in Zukunft auszuschließen, müßten die großen Parteien ein Aufstellungsabkommen schließen: Nie wieder einen Saarländer gegen einen Pfälzer! Oder, im aktuellen Fall wohl angemessener, keinen Pfälzer gegen den Saarländer! Wenn das Abkommen bis zum nächsten Sonntag noch nicht in Kraft ist, entscheide ich mich natürlich für den Saarländer.

Ich würde weder den noch den wählen. Natürlich ist das mit Pfälzern und Saarländern eine ganz vertrackte Sache. Was kann Kohl dafür, daß er die Gnade der saarländischen Geburt nicht erfahren hat? Was kann das Saarland für Honecker?

5. Der saarländische Schriftsteller Ludwig Harig hat den Saarländern als wichtigste Eigenschaft ‚Lummerkeit‘ bescheinigt. Haben Sie während Ihres Aufenthaltes im Saarland etwas davon bemerkt, bzw. hat Ihnen Ihre eigene saarländische Lummerkeit in der Fremde geschadet?

Ja, als ich Ludwig Harig persönlich kennenlernte.



Jörg Janzer

Jetzt haben Sie mich auf dem falschen Fuß erwischt: Ich bin gar kein echter Saarländer. Ich weiß nämlich nicht, was „Lummerkeit“ ist. Oder macht sich hier etwa bemerkbar, daß ich aus Gersweiler komme, während der saarländische Weltliterat in Sulzbach wurzelt? Vielleicht macht das ja das Geheimnis der saarländischen Identität aus: Daß es so viele davon gibt, daß sich jeder seine aussuchen kann, ohne deswegen zum Einzelgänger zu werden.

In meinem berühmten Essay „Das Weder-Noch im Sowohl-als-Auch. Die saarländische Lummerkeit nach Ludwig Harig und ihre Auswirkungen auf die postmoderne moselfränkische Schwenkbratenkultur“ (in: S. de Chatelard (ed.): *Le vertige allemand*. Paris 1988, p. 102–144) habe ich ausführlich darüber gehandelt.



In einer von uns betreuten Rundfunkaktion des SR zum Thema „Was ist typisch saarländisch?“ zeigen sich in der Inhaltsanalyse der Einsendungen folgende Schwerpunkte saarländischer Selbstwahrnehmung und Imagebildung:

- *der ambivalente Umgang mit dem eigenen Dialekt*
- *die Bedeutung des guten Essens und Trinkens als Symbol saarländischer Lebensfreude und als Anlaß des Zusammenseins mit anderen*
- *die Neigung zu praktischen Tätigkeiten, vor allem am eigenen Haus*
- *die Geselligkeit, die sich in Familienorientierung und verstärktem Engagement in Vereinen äußert*
- *die Gastfreundlichkeit und Hilfsbereitschaft*
- *die starke Bindung an das Saarland und eine geringe Bereitschaft wegzuziehen*
- *die Auswirkung der Nähe zu Frankreich*
- *spezifische geschichtliche Schlüsselereignisse, die einzigartig für die Region sind*
- *die Anpassungsfähigkeit und Friedfertigkeit des Saarländers.*

Ob diese Merkmale nun „echt“ sind, oder aus welchen Gründen Saarländer sich so beschreiben, sei einmal dahingestellt. Die Dynamik der Identitätsarbeit bringt es mit sich, daß Selbsttäuschung und das Zur-Schau-Stellen von erwünschten, aber nicht erreichten Selbstbildern keinen böswilligen Versuch der Täuschung anderer, sondern eine für das Wohlbefinden wichtige Strategie der Lebensbewältigung darstellen. Aus einer anderen von uns durchgeführten Untersuchung geht hervor, daß das reale Selbstbild, das erwünschte Idealbild und das Bild des „typischen“ Saarländers bei den von uns befragten Saarländern in erstaunlicher Weise übereinstimmen. Diese „Rundheit“ und „Harmonie“ der Selbstdarstellung lassen entweder ein gefestigtes „Abwehrbollwerk“ gegen kritische Auseinandersetzungen mit sich selbst vermuten, oder deuten auf eine Selbstzufriedenheit und Selbstgenügsamkeit hin, welche der übrigen Welt mit bis zur Gleichgültigkeit reichender Gelassenheit gegenübersteht. Aber sind „die“ Saarländer wirklich so, wie es diese Selbstdarstellungen vermuten lassen?



### Typen kultureller Subjektivität

Ein zweiter Weg zur Betrachtung kultureller Identität besteht in der Suche nach bestimmten Eigenheiten der Identitätsdynamik, die den Mitgliedern einer Gruppe gemeinsam sind, sich in ihren Handlungsdispositionen ausdrücken, ihnen selber aber – zumindest im normalen Alltagsleben – nicht bewußt sind und gegen deren Bewußtwerden häufig auch erhebliche Widerstände mobilisiert werden. Es geht hierbei also nicht um die bewußte Selbstdefinition als Kulturmitglied, sondern darum, in welcher Weise menschliches Fühlen, Denken und Handeln kulturell geprägt ist, also um die kulturelle Strukturierung von Subjektivität. Zu deren Analyse ist ein sogenannter „nach objektiven Kriterien“ urteilender Außenbeobachter gefragt oder die Fähigkeit, eigene Denk- und Gefühlsmuster aus einer gewissen reflexiven Distanz zu betrachten. Zur Untersuchung solcher geteilter Handlungsdispositionen haben wir verschiedene Zugänge gewählt. Einen davon stellt die Analyse *regionaler Komik* dar. Unter einer soziodynamischen Perspektive besteht die belustigende Wirkung von Komik in einer spielerischen Befreiung von konventionellen Regeln und Verpflichtungen, die normalerweise unser Alltagshandeln kanalisieren. Regionale Komik kann sich in diesem Sinne über die ansonsten bindenden Strukturen unserer alltäglichen Lebenswelt lustig machen. Als Beispiel hierfür haben wir einige Auftritte des saarländischen Komikers und Kabarettisten Gerd Dudenhöffer ausgewählt, der als „Heinz Becker“, als „Durchschnitts-Saarländer“, gerade in Alltagssituationen das Komische entdeckt. Welches sind nun Strukturen und Normen einer gemeinsamen Alltagskultur, die in dieser Komik aufs Korn genommen werden?

Hier sind an erster Stelle die Normen saarländischen Dialektgebrauchs zu nennen. Denn viele Pointen basieren auf der falschen oder mißverständlichen Verwendung des saarländischen Dialekts, die durch die zusätzliche Konfrontation zwischen einem Hochdeutsch- und einem Dialektsprecher noch verschärft wird. Gleichzeitig werden damit aber auch zwei Arten des Miteinanderumgehens einander gegenübergestellt: das informelle saarländische Miteinanderumgehen, gekennzeichnet durch das informelle „Du“, und den Gebrauch des Dialekts, und die anonyme Großstadtkultur, gekennzeichnet durch Fremdheit und Formalität, wobei nun die Regeln, wann welche Art des Miteinanderumgehens angemessen wäre, ständig verletzt werden. Dabei spielt der Komiker geradezu mit dem unbedingten Vertrauen des Dialektsprechers in die Geltung der Regeln seiner gewohnten sozialen Welt und deren Übertragbarkeit in andere soziale Kontexte. So antwortet der von Dudenhöffer beschriebene saarländische Kunde beim städtischen Friseur auf die Frage, ob die Haare gewaschen werden sollen, nur vorwurfsvoll: „Jo, is heit vielleicht Samstag?“. Eine weitere Zielscheibe des Komikers stellt die Enge des Zusammenlebens und die Dichte des Wissens untereinander dar. Die vielfältigen Formen der wechselseitigen Hilfe, die Möglichkeit, immer wieder gemeinsame Bekannte zu finden, und die Unmöglichkeit, der sozialen Kontrolle zu entgehen, sind häufig wiederkehrende „Witz-Themen“. Kern vieler Pointen ist dann noch der als typisch saarländischer Charakterzug dargestellte Hang zum „Pragmatismus“, der sich nicht nur im saarländischen Hobby des „Selbermachens“ und „Heimwerkens“ zeigt, sondern auch in der Vorliebe für pragmatische Lösungen von Konflikten.

Ähnliche Muster finden sich auch, wenn man den gegenwärtigen Boom der Beschäftigung mit dem Kern des Saarländerseins betrachtet. Es existieren mittlerweile viele Versuche von selbstdistanten Saarländern oder Beobachtern aus anderen Regionen, „typisch saarländisches *Identitätsmanagement*“ zu beschreiben. Häufig genannt wird dabei die Bodenständigkeit und eine Abneigung gegen allzu große räumliche Mobilität. Eng damit zusammenhängend scheint die Neigung des Saarländers zu sein, äußeren Bedrohungen und Ansprüchen durch Rückzug ins Private zu begegnen. Als Heimwerker, der nicht nach individueller Perfektion strebt und sich in der „zweiten Reihe“ wohler fühlt, wo seine

Kompetenz durch ein engmaschiges soziales Stützensystem nahezu unbegrenzt erscheint (die „saarländische Lösung“), stellt er sich den Problemen des Lebens. In dieser Beziehung ähnelt der Saarländer dem von Levi-Strauß beschriebenen Typus des „bricoleur“, und zwar sowohl in der handwerklich-praktischen Orientierung (z. B. bei der wechselseitigen Verwandtschaftshilfe zur Bewältigung der saarländischen Lebensaufgabe Eigenheimbau) als auch im sozialkommunikativen Bereich, wo dichte soziale Netze nicht nur schnellen Informationsaustausch und informelle Problemlösungen bedingen, sondern wo Solidarität und soziale Kontrolle dicht nebeneinander liegen.

In einer Untersuchung zum Umgang mit Arbeitslosigkeit im Saarbrücker Stadtteil Burbach haben wir ähnliche Muster des Identitätsmanagements gefunden: obwohl es für das Finden eines neuen Arbeitsplatzes geradezu dysfunktional ist, neigen die Betroffenen dazu, ihren Arbeitsplatzverlust durch einen verstärkten Rückzug auf lokale soziale Beziehungen und kleinere handwerkliche Hilfsarbeiten in der näheren Umgebung zu kompensieren. Die insgesamt bei allen Befragten hohe Identifikation mit dem Stadtteil und die geringe Bereitschaft wegzuziehen, verstärken sich noch in der durch Arbeitslosigkeit herbeigeführten Krisensituation.

Diesem scheinbar festgefügteten Identitätssystem im privaten Bereich steht die vielzitierte Anpassungsfähigkeit, die Fähigkeit zur Diplomatie und die opportunistische Haltung gegenüber Macht- und Herrschaftsstrukturen verschiedenster Art als öffentlich präsentierte Identität der Saarländer entgegen. Diese Spannung zwischen öffentlicher und privater Identität kann jedoch nicht nur als gelungene Überlebensstrategie angesichts spezifischer historischer Konstellationen (wie Grenz- und Randlage des Saarlandes, wechselnde fremde Herren, eine besondere Verquickung von staatlicher, religiöser und wirtschaftlicher Fremdherrschaft) angesehen werden, sondern sie hat auch ihren Preis. Latente Ambivalenz gegenüber der eigenen Herkunft und Identität und Minderwertigkeitsgefühle gegenüber anderen Gruppen werden zwar häufig durch betonten Lokal- und Regionalstolz überspielt, bestimmen aber trotzdem in vielen Situationen das Handeln und Empfinden vieler Saarländer. Die Art des Umgangs mit der eigenen Sprache, den saarländischen Dialekten, vermittelt hierüber wichtige Aufschlüsse.

*Mundart* ist wieder gefragt, auch im Saarland. Diese Aussage scheint nur berechtigt angesichts der saarländischen Mundart-„Szene“, die im Zuge der allgemeinen Heimt- und Nostalgiewelle einen ungeahnten Aufschwung genommen hat. Doch leise Zweifel beschleichen den, der etwas genauer hinhört, wenn Saarländer reden. Man entdeckt einen häufigen situationsabhängigen Wechsel zwischen Mundart und Hochsprache, den man in anderen Regionen nicht vorfindet, verbunden mit einem im Vergleich zu anderen Dialektsprechern auffallenden Mangel an Selbstbewußtsein beim Gebrauch der einheimischen Mundart. Diese Beobachtungen lassen vermuten, daß viele Saarländer anscheinend ein zwiespältiges Verhältnis zu ihrer Sprache haben. Diese ambivalente Haltung kam auch in einer Untersuchung zu Tage, bei der wir etwa 200 Personen aus verschiedenen Teilen des Saarlandes Sprachproben verschiedener saarländischer Dialekte und der Hochsprache zur Bewertung vorlegten und sie nach ihrem persönlichen Sprachverwendungsmuster befragten. So gaben etwa 76 % der Befragten an, daß sie selbst oft Dialekt sprechen, verweisen ihn aber eindeutig in den Privatbereich. Über 90 % waren der Meinung, daß man in öffentlichen Situationen, aber auch bei Kontakten mit Fremden außerhalb des Saarlandes vermeiden sollte, Dialekt zu sprechen. Das dahinter mehr steckt als die Einsicht, daß es Kommunikationssituationen gibt, die es notwendig machen, die Standardsprache zu gebrauchen, geht aus weiteren Untersuchungsergebnissen hervor. So zeigte sich bei der Aufgabe, den Sprecherinnen der Sprachproben bestimmte Eigenschaften zuzuschreiben, daß Dialektsprecher und Standardsprachensprecher ein völlig unterschiedliches Image besitzen. Den Mundartsprecherinnen wurden Eigenschaften wie hilfsbereit, vertrauenswürdig, mitfühlend, zugeschrieben, während man die Standardsprecherin eher für intelligent, ehrgeizig und gebildet hielt. Noch deutlicher wurde der Unterschied bei der Zuordnung der Sprecherinnen zu Berufen mit unterschiedlichen kommunikativen Anforderungen, Status und Sozialprestige. Nur bei der Hochdeutschsprecherin wurde vermutet, daß sie Ärztin, Architektin oder Lehrerin sei, während man es für unwahrscheinlich hielt, daß sie Bäuerin, Kellnerin oder Fabrikarbeiterin sei. Das genau entgegengesetzte Muster zeigte sich bei den Dialektsprecherinnen: Alle Berufe mit hohem Sozialprestige wurden bei ihnen für unwahrscheinlich gehalten.

Diese Antwortmuster machen deutlich, daß die Saarländer ihrer Mundart nur eine begrenzte kommunikative Reichweite zutrauen und daß sie darüber hinaus für sie nicht nur ein Regionalsymbol ist, sondern auch den Charakter eines Sozial- und Statussymbols besitzt. Als Merkmal saarländischer Eigenart und Besonderheit ist der Dialekt zunächst auch unumstritten; er ist mit Heimatgefühlen verbunden und wird als Element der regionalen Kultur geschätzt und als erhaltenswert befunden. Als Sozialsymbol trägt er jedoch offensichtlich ganz widersprüchliche Bedeutungen. So ist er als die Sprachform des vertrauten Freundes- und Familienkreises mit dem Gefühl von Wärme, Geborgenheit und Solidarität verbunden und wird als Zeichen der eigenen sozialen Zugehörigkeit positiv erlebt und bewertet. Gleichzeitig sind mit dem Dialekt aber anscheinend Vorstellungen und Inkompetenz, Unterlegenheit und geringem sozialen Ansehen verbunden, die ihrerseits mit Minderwertigkeitsgefühlen einhergehen.

Diese in sich widersprüchlichen symbolischen Gehalte des einheimischen Dialektes sind die Ursache der ambivalenten Haltung vieler Saarländer zu ihrer Sprache und machen den Umgang mit ihm so problematisch. Zwar repräsentiert er für den Saarländer wichtige Teile seines Selbstverständnisses, nämlich seine regionale und soziale Zugehörigkeit, aber auch die darin negativ wahrgenommenen Aspekte, zu denen er sich nicht immer und überall bekennen will. Gebrauch und Vermeidung des Dialektes kann soweit als aktives Informations- und Identitäts-„Management“ betrachtet werden. Mundart wird dann gesprochen, wenn man sich seiner sozialen Zugehörigkeit versichern oder sich von anderen abgrenzen will. Komplementär hierzu erwirbt sich ein Saarländer, der im Freundeskreis nicht seinen Dialekt spricht, keine Sympathien; er setzt sich dem Verdacht aus, er wolle wohl „was Besseres sein“. Das Ergebnis der manchmal angestregten, aber nicht immer erfolgreichen Bemühungen, die sozial höher bewertete Hochsprache zu sprechen, ist ein „gebildetes Überhochdeutsch“, wie es Ludwig Harig in der „Saarländischen Freude“ in seiner liebevoll-ironischen Art als die Sprache unseres „hiesigen Gebildeten“ charakterisiert. Diese Versuche, sich durch Wechsel ins Hochdeutsche vom gemeinen dialektsprechenden Volk abzuheben, machen den Unterschied zu anderen Regionen – z. B. Bayern, wo bis in die höchsten sozialen Schichten

hinauf auch in der Öffentlichkeit Dialekt gesprochen wird – besonders deutlich.

Daß der Dialekt als Symbol regionaler Herkunft auch als Stigma erlebt werden kann, schildert Rainer Petto sehr eindrucksvoll in seinem „Saarländischen Lesebuch“: Er berichtet, daß es „meistens nicht schmeichelhaft“ war, an der Aussprache als Saarländer identifiziert werden, und daß er sich „dieses plumpen Dialektes“ schämte. Das kollektive Wissen um die mit dem Dialekt verbundene negative Bewertung scheint manche Saarländer zu veranlassen, in bestimmten Situationen auf den Gebrauch ihres angestammten Dialektes zu verzichten – um den Preis der Leugnung eines wesentlichen Teiles ihrer kulturellen Identität.



### Kollektive Selbstdarstellung als kulturelle Gruppe

Eine dritte Annäherung an den Begriff der kulturellen Identität zeichnet sich in den Formen der Gruppenselbstdarstellung und kollektiven Identifizierung ab, die im Kontakt mit anderen kulturellen Gruppen deutlich werden. Dabei sind es sowohl dramaturgisch zur Schau gestellte Gruppenautostereotype („wir Saarländer sind sinnesfreudige Lebenskünstler“) als auch Fremdstereotype („Saarfranzosen“, „MUF-Ländler“), welche die Identitätsbildung der Individuen einer kulturellen Gruppe beeinflussen. Solche vorgefertigten Gruppenimages finden jedoch ganz unterschiedliche Akzeptanz bei den Betroffenen. So löst der durchaus gut gemeinte Versuch, das Saarland durch seine französisch angehauchte Lebensweise in der Gestalt eines zu Musette-Klängen durch die Lande radelnden und „salü“ grüßenden TV-Kommissars Palü tourismusförder-

lich zu präsentieren, bei vielen Saarländern Besorgnis aus. Sie befürchten, daß dadurch das so ungeliebte Stereotyp des Saarfranzosen wieder neue Nahrung erhält. Politisch oder publizistisch erzeugte Zuschreibungen saarländischer Identität ziehen sich wie ein roter Faden durch die Geschichte des Saarlandes. Sie reichen vom patriarchalisch befürsorgten, nationalbewußten Arbeiteruntertan und dem bodenständigen Bergmannsbauern der Stumm-Ära über den „Protégé de la France“ der Völkerbundszeit, bis zum Grundstein im „Bollwerk des Deutschtums im Westen“, der dann gleich nach Kriegsende zum Bau der „Brücke der deutsch-französischen Aussöhnung“ benutzt wurde. Es folgten das Image des „Vorreiters der europäischen Einigungsbewegung“ in den fünfziger Jahren und nach dem Anschluß an die BRD das Bild des „wirtschaftswundersamen deutschen Industriearbeiters“ im Montandreieck Saar-Lor-Lux. Die Wirkung dieser politischen Entwicklung und der damit einhergehenden Identitätsverschreibungen wird besonders deutlich in der zentralen Stellung, welche die Auseinandersetzungen um die Volksabstimmungen über die nationale Zugehörigkeit des Saarlandes auch heute noch in der politischen Identität der beteiligten Generationen einnehmen.

In unserer Untersuchung zu diesen beiden historischen Schlüsselereignissen von 1935 und 1955 zeigte sich, daß auch aus heutiger Sicht für die Mehrzahl der an den Abstimmungen Beteiligten die soziale Zuordnung zu Deutschland oder zu einem autonomen Saarland die entscheidende Dimension bei ihrer politischen Orientierung darstellt, während jüngere Generationen eher die Möglichkeit einer besseren Lebensgestaltung oder die Verwirklichung bedeutsamer Prinzipien als politischen Entscheidungsgrundlage heranziehen.

Heute werden dagegen weniger politische Identitätsverschreibungen verordnet. Vielmehr wird zur Tourismuswerbung und Arbeitsplatzansiedlung das Bild des selbstbewußten saarländischen Lebenskünstlers mit frankophilem touch eingesetzt, der sich durch ein besonderes „saarvoir vivre“ auszeichnet. Zu diesem Zweck werden auch eine ganze Reihe von Identitätsdarstellungen auf Gruppenebene konstruiert, die zumindest teilweise auf authentische Lebensweisen zurückgreifen oder aber auf fruchtbaren Boden fallen und schnell übernommen werden.

Zu diesen Identitätsankern gehört sicherlich das „gute Essen“. Wo und wann man immer über das

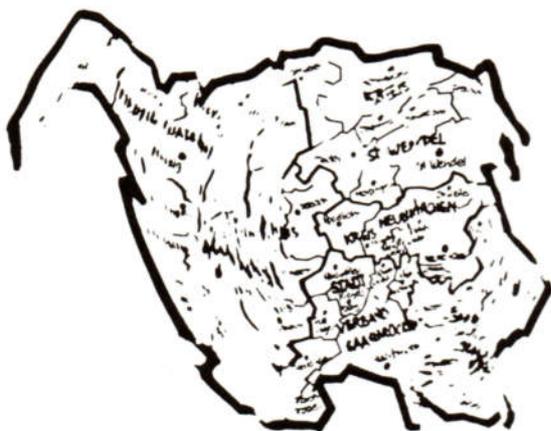
Saarland spricht, wird beinahe im gleichen Atemzug über Essen gesprochen. Ob Gourmetpápste eine ungewöhnliche Dichte hochklassiger Restaurants in der engen Provinz konstatieren, ob Köche fürs Renomé in Regierungsämter berufen werden, oder ob der mehr oder weniger ernst zu nehmende Versuch unternommen wird, eine angeblich viel konsumierte Wurst zum heraldischen Symbol der Region zu erheben, – Saarland und (gutes) Essen tendieren zur synonymen Verwendung.

Fremdbewertung und Selbstdarstellung der Saarländer stimmen diesbezüglich in erstaunlichem Maße überein. Die Saarländer, nach Eigentümlichkeiten ihrer Landsleute befragt, führen mit Sicherheit deren Vorliebe für gutes Essen an (und nicht zuletzt die, wenn auch nicht subtilen, so doch um so vehementer verteidigten typischen Kartoffelgerichte). Zugereiste registrieren überrascht die Rolle des Essens im Alltagsleben wie im kollektiven Selbstbewußtsein der Saarländer. Das „Hauptsach mir han gud gess“ kursiert allerorten als bon mot.

Gerade der Dibbelabbes, einer der erwähnten Kartoffelgerichte, spielt eine hervorragende Rolle. In jedem Gespräch über saarländische Eßgewohnheiten findet er Erwähnung. Andererseits fällt es in saarländischen Restaurant zwar ebenso leicht wie überall die nivellierten Geschmackserlebnisse der internationalen Küche (wie auch der nouvelle cuisine und selbstverständlich des fast food) aufzusuchen, einen Dibbelabbes zu bekommen aber ist beinahe unmöglich, es sei denn, man wartet die alljährlich stattfindenden Stadtfeste ab. Auch seine Bedeutung für den Alltagspeisezettel der Saarländer darf angezweifelt werden.

Was es mit dem saarländischen Epikureertum und dem Festhalten an Spezialitäten der Regionalküche auf sich hat, sollte eine Diskussion mit Studenten aus dem Saarland, Nord- und Süddeutschland über ihre jeweiligen Eßgewohnheiten verdeutlichen. Alle Teilnehmer an diesem Gespräch lebten im Saarland und kannten also den Gegenstand aus eigener Erfahrung. In der Tat bestätigten sie ausnahmslos die erwähnten Alltagsbeobachtungen. Man hatte festgestellt (oder behauptete gar von sich), daß man dem Essen mehr Aufmerksamkeit schenke, daß man im Saarland mehr Wert auf gutes Essen lege, mehr Zeit sowohl auf die Zubereitung wie aufs Essen selbst verwende, öfter zum Essen ausgehe und auch öfter Gäste zum Essen einlade. Alle kannten die saarländischen Spezialitäten, insbesondere den Dibbelabbes,

hatten zumindest davon gehört oder ihn gar gekostet. Die Saarländer selbst konnten das Repertoire mühelos um eine Fülle weiterer, insbesondere weiterer Kartoffelgerichte, erweitern.



Interessanter als die Tatsache selbst sind die Unterschiede zwischen Saarländern und insbesondere den Norddeutschen. Während alle Saarländer ihre heimatliche Küche gut kannten und angeblich auch schätzten, wußte kaum einer der norddeutschen Gesprächsteilnehmer eine regionale Spezialität seiner Heimat anzuführen. In der Mehrheit äußerten sie ausdrücklich, daß Essen bei ihnen eher unter funktionalen als unter genüßlichen Aspekten betrachtet werde.

Allein daraus zu folgern, es gäbe im Saarland eine lebendige Küchentradition und besonders in Norddeutschland keine spezifische Regionalküche wäre wohl verfehlt. Zum einen unterscheiden sich die Speisezettel zumindest der Studenten wohl kaum voneinander und sind generell eher an ökonomischen Überlegungen als an traditionellen Gewohnheiten ausgerichtet. Zum zweiten erinnern sich die Norddeutschen darauf angesprochen sehr wohl der Existenz eines Grünkohl mit Pinkel, messen ihm aber nicht annähernd die Bedeutung bei wie die Saarländer ihrem Dibbelabbes; auch die Bedeutung des öffentlichen Essens weder der Spätzle in Süddeutschland noch des Labskaus in Norddeutschland reicht an die des Dibbelabbes beim Altstadtfest heran. Was nun wiederum das Saarland betrifft, so scheint ein Widerspruch zu bestehen zwischen der dem Dibbelabbes (und dem Essen im allgemeinen?) zugeschriebenen und seiner faktischen Rolle im Alltagsleben. Es scheint, als werde er zelebriert, spiele aber keine adäquate Rolle weder in der öffentlichen

(Restaurant-)Küche noch in der privaten (Familie). Dieser Widerspruch löst sich jedoch auf, wenn man den Dibbelabbes nicht in seiner materiellen Existenz sondern als Symbol betrachtet. Als Symbol einer regionalen Identität nämlich, als (Nahrungs-) Zeichen des Saarländertums. Wie das „gut essen“ als Unterschiedsmerkmal herangezogen werden kann, so kann der Dibbelabbes, den es in keiner anderen Region gibt, der aber im Saarland über Generationen (mehr oder weniger häufig) gegessen wurde, zum Ausdruck dieser kulturellen Eigenständigkeit stilisiert werden.

### **Kulturelle Identität als Ziel oder Ausgangspunkt?**

Die beschriebenen möglichen Bestimmungen von „kultureller Identität“ sind natürlich in vielfältiger Weise miteinander verknüpft und voneinander abhängig. Ob und wie man seine kulturelle Herkunft zum Gegenstand seiner Selbstdefinition macht ist nicht zu trennen von der Tiefenstruktur der individuellen Identitätsdynamik allgemein und von den jeweiligen vorgefertigten Identitätsmustern, welche im soziokulturellen Kontext vorhanden sind. Wer sich also auf das Sprachspiel mit dem Begriff „kulturelle Identität“ einläßt, sollte sich darüber im klaren sein, daß es sich hierbei nicht um die Analyse eines fixen, statischen, ein für alle mal bestimmbareren Gegenstandes handelt, sondern um einen psychodynamischen Konstruktionsprozeß. Dieser wird aktiv von Individuen vollzogen, die sich in bestimmten Handlungsfeldern, bezogen auf angestrebte Zielsetzungen und gegenüber konkreten oder imaginierten Kommunikationspartnern selbst definieren und Lebensbedingungen anstreben, die diesem Selbstgefühl und Selbstkonzept entsprechen. Sich selbst über die kulturellen Bindungen der eigenen Identität bewußt zu werden, eröffnet einerseits

die Möglichkeit, diesen nicht mehr als quasi naturgegebenen Zwängen unterworfen zu sein, sondern sie in ihrer Willkürlichkeit, historischen Relativität und prinzipiellen Veränderbarkeit zu begreifen. Erst dadurch wird ein Vergleich mit anderen Lebensformen möglich, der nicht von Minderwertigkeit oder Überheblichkeit geprägt ist. Andererseits liegt in der vertieften Beschäftigung mit kultureller Identität aber auch immer die Gefahr, in Selbstgenügsamkeit und Selbstgefälligkeit zu verfallen, und in Traditionalismus und Heimattümelei zu verharren und dabei größere Zusammenhänge aus dem Auge zu verlieren. Gerade für die Saarländer scheint die Gefahr einer solchen Reaktion besonders hoch zu sein, handelt es sich doch bei der „inneren Emigration“ um eine traditionell praktizierte Strategie der Problembewältigung.

Ein Ersatz für eine effektive Lösung sozialer und persönlicher Probleme kann das ausschließliche Kreisen um das eigene und das regionale Selbstwertgefühl jedoch nicht sein.



# Aus berufenem Mäulchen

## Dialog zwischen den Saarbrücker Heften und den Büchern von Ludwig Harig

Von Angela Fitz und Dirk Bubel

Es war einer dieser merkwürdigen Zufälle des Lebens. Irgendwer – offensichtlich ein Unkundler in Archivierungsarbeiten – hatte die Saarbrücker Hefte unter dem Buchstaben H ins Bücherregal gereiht. Schmalbrüstig und ein bißchen verlegen standen sie da. Unmittelbar neben ihnen dehnten sich die Werke des berühmten saarländischen Dichters Ludwig Harig aus. Die Saarbrücker Hefte spannten die Titelseite. Sie streckten sich. Der Leim knackte ein wenig in ihrem Rücken. Nach und nach verloren sie ihre Scheu. Und hatte nicht das Eselsohr eines ganz frühen Harig-Bandes ihnen gerade eben freundlich zugewinkt. Selbstbewußt plusterten die Saarbrücker Hefte ihre Seiten. Die Planung der nächsten Ausgabe raschelte durch die Kapitel. Eine solch günstige Gelegenheit wollten sie sich auf keinen Fall entgehen lassen. Es entspann sich ein lebhaftes Gespräch, worin sich zeigte, daß die Bücher von Ludwig Harig richtige kleine Plappermäulchen sind. Und nett. Furchtbar nett.

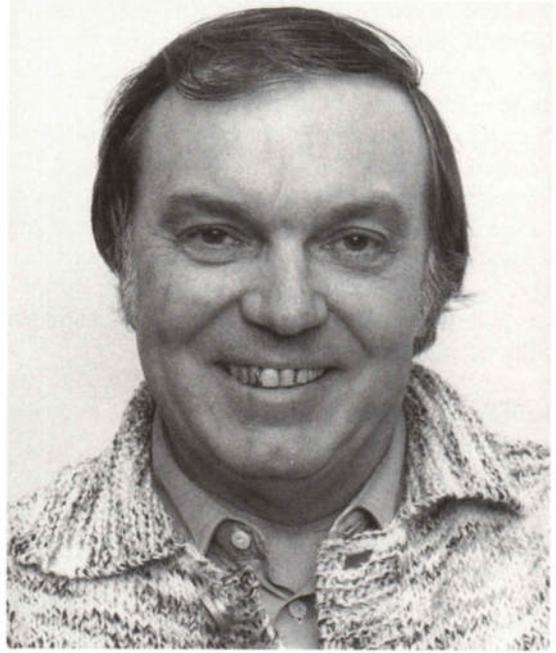


Foto: Julius C. Schmidt

*Wie kommt denn ein Lehrer auf die Idee, Bücher zu schreiben?*

„Ja, gibt es überhaupt einen Unterschied zwischen dem Dichter und dem Lehrer? Sind nicht viele Dichter Lehrer geworden und doch Dichter geblieben, und gibt es nicht Lehrer, die Dichter geworden sind und sind doch immer Lehrer geblieben?“

*Aber Dichter – sagt man – sind außergewöhnliche Menschen, wohingegen Lehrer...*

„Außergewöhnliche Menschen, halbseitig gelähmte Nachtigallen, das konnte sich das Saarland nicht leisten, ...“

*Soll das heißen, daß hierzulande die Schulmeister die eigentlichen Intellektuellen sind?*

„Daß der Saarländer in seiner Gesamtheit ein zweiseitiges Wesen ist, beweist, daß es unter allen Saarländern keinen außergewöhnlichen Menschen gibt, die ja bekanntlich alle einseitig, und was noch schlimmer ist, vielseitig sind.“

*Genug der Bescheidenheit des Literaten! Vielseitigkeit*

*ist out. Wie sehen denn die zwei Seiten der saarländischen Medaille aus?*

„Der Saarländer hat nicht einfach nur zwei Füße, zwei Beine, zwei Arme, zwei Hände, zwei Augen, zwei Ohren, zwei Nasenlöcher, eine linke und eine rechte Herzkammer, zwei Arschbacken, er hat nicht einfach nur Jacke und Hose, Rock und Bluse, dynamische Luft und einen eingeblasenen Hauch, nein, er hat dies alles auf eine gewisse Weise.“

*Nun kommen wir der Sache näher!?*

„Diese gewisse Weise der Zweiseitigkeit ist genau dieselbe gewisse Weise, die der Philosoph Descartes außer Betracht gelassen hatte, als er dem Denken den Vorrang vor der Ausdehnung gab“...

*Ja, da ist was dran: schwere Kartoffelgerichte, fettreiche Kost...*

... „indem er sagte: ich denke, also bin ich. Denn das in dem cogito eingeschlossene sum hat nicht die Bedeutung eines ‚ich bin‘, sondern nur die eines ‚ich bin auf gewisse Weise‘, nämlich als denkend, sum qua cogitans, wie der zweiseitige Schelling ganz richtig

einräumte, bevor er selbst alle Gegensätze irgendwo im Absoluten aufhob.“

*Da haben wir wohl aneinander vorbeigeredet. Doch zurück zu den Philosophen und den Saarländern!*

„Der Saarländer ist lummer. Er ist ein zweiseitiges, lummeres Wesen. Er ist so locker wie der Waldboden, so porös wie ein frisch gepflügter Acker, so krummig wie Blumenerde. Er ist so zart wie Wolle, so weich wie sansogepflegte Wäsche, so schmiegsam wie ein gestärktes Hemd in der Sonnenglut. Er ist so luck wie ein aufgegangener Hefeteig, so flockig wie eben gebackener Kuchen, so mürbe wie Weihnachtsg Gebäck an Ostern. Er ist so lasch wie ein leerer Geldbeutel, so geschmeidig wie ein ausgetretener Schuh, so windelweich wie ein geprügelter Schelm. Er ist so schlapp wie ein leeres Euter, so schlaff wie ein Schwein nach dem Schlachten. . .“

*Verzeihung, wir sind hier nicht beim Hanser-Verlag. Unsere Seitenzahl ist begrenzt. Wir wollen nochmal auf den Zusammenhang von Körperfülle und Weisheit zurückkommen.*

„Die lummere Vollkommenheit des Saarländers ist ganz von dieser Welt, es ist nicht die appollinische Schönheit, es ist auch nicht die aristotelische Güte, aber es ist die hiesige Rundheit, die ihn kennzeichnet. Der Saarländer ist hiesig, und er ist rund.“

*Rund? Reden wir jetzt vom griechischen Ideal des vollkommenen Menschen, der Harmonie von Seele und Körper?*

„Das Gute, das Schöne und das Runde sind die saarländischen Attribute und Qualitäten. Aber nicht nur ein saarländischer Hintern, auch ein saarländischer Kopf und eine saarländische Brust sind gut, schön und rund, und vor allem die Gedanken in einer saarländischen Brust sind von besonderer Güte, Schönheit und Rundung.“

*Sprachen wir nicht eben noch von irgendwelchen Philosophen?*

„Im Frühsommer, (. . .), war Goethe mit zwei Freunden durchs krumme Elsaß hergeritten, (. . .), und dann besuchte er einen leibhaftigen Kohlenphilosophen, Herrn Stauf, in seinem Haus im Wald, Goethe war außer sich. . .“

*Wie bitte? Was für ein Philosoph?*

. . . „Herr Stauf? War Herr Stauf ein Dudweilerer, oder war er ein Sulzbacher?“

*Um Himmels willen! Diese Frage können wir hier nicht erörtern!*

. . . „Im Jahre 1954 wies der Sulzbacher Gartenphilosoph Zerwas in seiner Rosenlehre darauf hin, . . .“

*Nein, nein, nein! (Die Saarbrücker Hefte hatten wohl bemerkt, daß die Zitate immer knapper und schnippischer wurden. Die Bücher des Meisters mußten ein wenig aufgemuntert werden.) Wir sprachen zu Anfang von der Lummerkeit und dem Vogel, den die Saarländer. . .*

„Dieser kleine Vogel mit kräftigen Tönen ist der saarländische Mensch, eine lummere Nachtigall, deren Gesang nach allen Seiten tönt, das heißt nicht blindlings nach überall hin, sondern nach oben und nach unten, nach hinten und nach vorne, nach rechts und nach links.“

*Mit anderen Worten: Die Saarländer singen überall mit und mischen sich überall ein?*

„Er sorgt für seine Verdauung, und er kümmert sich nicht um den Staat, und das lehrt er auch seine Kinder.“

*Wie paßt denn das zusammen!*

„Das alles geschieht jenseits von Wettbewerb und Expansion. So lernt der Mensch mit der Zeit auch, (. . .) daß es das allerbeste ist, wenn er die Strippe abwirft, die eigene und die fremde, und sich in ein freiwilliges Spiel begibt, in völlig unwirtschaftliche und staatswidrige, in geradezu umstürzlerische konzerterte Aktionen.“

*Das hört sich ja richtig anarchistisch an.*

„. . . diese saarländische Anarchie besteht im Verweigern von Overhead- und Diaprojektoren in der Schule, die zwar klug, aber freudlos machen, und sie besteht in der Ablehnung der Diametrie, die die

Herrschenden den Menschen in Form von Kausalitäten, von Qualifizierungen und von Alternativen aufzwingen wollen.“

*Lassen wir die lummere Nachtigall sprechen:*

„Der Saarländer schafft keine Bedrohung von rechts und keine von links, keine von oben und keine von unten, keine von hinten und keine von vorn.“

*Das haben wir nun einigermaßen verstanden. Aber was ist denn nun das höchste Ziel des Saarländers?*

„Ich gehe von Land und Leuten aus. Es ist das Land an der Saar, und es sind die Leute, die hier wohnen. Ihre Anschauung vom Leben und von der Welt ist einfach, sie haben keine gigantischen Gelüste, ihr Traum ist das Wohlbefinden. „Ursprung und Wurzel alles Guten ist das Wohlbefinden des Magens“, sagt Epikur; vielleicht hat er es von einem Saarländer gehört, den er, als er dort lehrte, in Kleinasien traf.“

*Uns als Saarbrücker Hefte interessiert nun besonders, was Euch Sulzbacher von den Saarbrückern unterscheidet.*

„Ganz und gar alles! Das liegt einmal in den Saarbrückern selbst, und zum anderen in der sonderbaren Form des Saarbrücker Kausaldenkens begründet. Dieses Denkvermögen ist so eigenartig ausgebildet, daß es ihn in die Lage versetzte, sogar das Unerklärbare zu erklären. Das heißt: ihr angeborener Sinn für Auslegung ist so speziell entwickelt, daß sie sich nicht scheuen, Phänomene zu erklären, die am besten gar nicht weiter erklärt werden sollten.“

*Ihr habt uns durchschaut!*

**Zitiert wurde aus:**

- Ludwig Harig: *Allseitige Beschreibung der Welt. Zur Heimkehr des Menschen in eine schönere Zukunft.* München 1974
- ders.: *Die Fürsten sind wir. Rede zur Einweihung des Saarbrücker Schlosses am 7. und 8. April 1989. Nr. 1 der Schriftenreihe des Kulturforums Schloß im Stadtverband Saarbrücken, Saarbrücken 1989*
- ders.: *Heimweh. Ein Saarländer auf Reisen.* München 1979
- ders.: *Ordnung ist das ganze Leben. Roman meines Vaters.* München 1986
- ders.: *Die saarländische Freude. Ein Lesebuch über die gute Art zu leben und zu denken.* München 1977

# Saarländische Legenden

## Anmerkungen zur regionalistischen Geschichtsschreibung

Von Hans Horch

Die um Mythen und Märchen nie verlegene Geschichtsschreibung des Saarlandes wird um neue Legenden reicher. Sie werden gesponnen von einer in den letzten Jahren entstandenen regionalistischen Historiographie, die sich der herkömmlichen Vereinnahmung der Regionalgeschichte (zu Recht) widersetzt, dabei aber selbst auf aktuelle ideologische Bedürfnisse spekuliert und diese mit gewaltsam zusammengesetzten Geschichtskonstruktionen bedient. Ihre erklärte Absicht ist es, zur Bildung regionaler Identität beizutragen. Geschichte in politisch-volkspädagogischer Absicht – das ist noch nie gutgegangen, und es geht auch hier daneben.

### Die Legende von der Fremdherrschaft

Glaubt man den regionalistischen Historikern, so kennzeichnen sich die ersten 150 kapitalistisch/modernen Jahre an der Saar wesentlich dadurch, daß sie unter Fremdherrschaft zu absolvieren waren. Die Moderne wurde gewissermaßen eingeschleppt durch fremde Eroberer. Diese haben die Eingeborenen kolonisiert, ihnen die Montanindustrie aufgezwungen, die Früchte ihrer Arbeit fortgeschafft, ihnen – merkwürdigerweise mit Erfolg – Treuebekanntnisse abverlangt, sie in ihre Kriege und Schandtaten hineingezogen und dafür zahlen lassen. Schließlich haben sie sich verkrümelnt und das Land zurückgelassen auf den Trümmern ihrer Kolonial-



wirtschaft. Die Saarländer waren immer nur die passiven Opfer. Alle Veränderungen kamen von außen, die Einheimischen duckten sich weg. Erstaunlicherweise schafft es die regionalistische Geschichtsschreibung, die sich gerne als Advokatin der „kleinen Leute“ aufspielt, diese von ihr selbst erfundene Passivität auch noch zum „Widerstand“ zu stilisieren.

### Industrialisierung oder Borussifizierung?

Die moderne Industriegesellschaft ist in regionalistischer Sicht vom preußischen Staat per Dekret eingeführt worden. Für das, was der preußischen Herrschaft an sozialem Wandel und an sozialen und politischen Konflikten vorausgegangen ist, hat sie keinen Blick. Fixiert auf den Staat der fremden Herren als dem Demiurgen der gesamten Gesellschaftsgeschichte, will sie nicht zur Kenntnis nehmen, daß dieser seine Politik auf eine soziale Eigendynamik aufbauen konnte, die schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts aus innerregionalen Gründen und keineswegs fremdgesteuert in Gang gekommen war. Deren wesentliches Ergebnis war die gleitende Proletarisierung der bäuerlichen Bevölkerung. Bevölkerungswachstum und Realteilung waren deren wichtigste Triebkräfte. Dorfgemeinschaft, Familie und Kirche sicherten die vollständige Verwandlung der Lebensverhältnisse emotional ab. Industriearbeit erschien den proletaroiden Bauern gar als Glück und Aufstiegschance. Konkurrenz um Bodenparzellen und industrielle Arbeitsstellen, nicht äußere Gewalt, disziplinierten sie – oder anders gesagt, sie disziplinierten sich gegenseitig in der Konkurrenz. Die Proletarisierung, ohne erkennbaren Urheber, erschien ihnen schicksalhaft, unabänderlich und unentrinnbar. So kam es, daß sie die Zwänge und Abhängigkeiten der neuen Gesellschaftsformation tief verinnerlichten.

Diesen anonymen Abhängigkeiten und Zwängen gibt die regionalistische Geschichtsschreibung ein Gesicht: das der preußischen Bergbeamten. Gewiß, die gesellschaftlichen Machtverhältnisse dieser Region sind im staatlichen Bergbau auf preußische Weise in Herrschaft umgesetzt worden, und dies hat dem Bergbaukapital eine historisch besondere Ausprägung verliehen und seine Spuren bei den ihm Unterworfenen hinterlassen. Es heißt jedoch Sozialgeschichte sehr einseitig zu interpretieren, wenn die

Rolle „der Preußen“ zum Dreh- und Angelpunkt jeder Argumentation gemacht wird. Personalisieren nennt man den ideologischen Vorgang, der soziale Beziehungen als das Werk konkreter Menschen erscheinen läßt. Und wenn gesellschaftliche Entfremdung zum Werk der Fremden wird, muß gar von Xenophobie die Rede sein.

Was sich übrigens nicht nur methoden- und ideologiekritisch nachweisen läßt, sondern auch, indem man unseren regionalistischen Historikern eine Denksportaufgabe stellt. Sie lautet: Was konnten sich die Arbeiter der Glas- und Eisenhütten, der Keramikwerke und der Kleinindustrien (um die Jahrhundertwende waren dies immerhin zwei Drittel der regionalen Arbeiterschaft) dafür kaufen, daß sie von Saarländern ausgebeutet wurden? Vielleicht dürfte man auch noch die Anfrage anschließen, wann die Ansiedlung der Fordwerke in Saarlouis als amerikanischer Imperialismus entlarvt wird.

Hätten die Bergarbeiter des 19. Jahrhunderts die Macht des Kapitals mit der Herrschaft „der Preußen“ verwechselt, man könnte dies ideologietheoretisch nachvollziehen. Sie allerdings taten das nicht, das blieb Historikern unserer Zeit vorbehalten, die regionale Identität stiften wollen, indem sie anti-preußischen Regionalismus nachholend in die Geschichte projizieren. Gelegentlich radikalisieren sie ihre These von der Fremdherrschaft sogar zu der erstaunlichen Behauptung, das Saarrevier sei eine Kolonie gewesen. Daß der preußische Staat als Bergwerkseigentümer politische und ökonomische Macht kumulierte und diese in seinem fiskalischen Interesse nutzte, dies bereits gilt als ausreichend, eine solch kühne Etikettierung zu wählen, die sich spielend darüber hinwegsetzt, daß Kolonialmächte ihre Herrschaftszonen eben nicht industrialisierten, eben nicht zu kontinuierlich sprudelnden Reichtumsquellen ausbauten, sondern sie so ausraubten und zerstörten, daß dort bis heute moderne Entwicklungen blockiert bleiben. Es kümmert unsere Regionalisten auch wenig, daß Kolonialismus offene Gewalt bedeutet und er sich nicht darauf beschränkt, ökonomische Machtverhältnisse auszuhebeln. Und daß es ihm als unmittelbarer Gewalt herrschaft nicht gelingt, die Kolonisierten zu seinen hurratriotischen Anhängern zu machen, diesen feinen Unterschied kehrt man flott unter den Teppich.

## Nationalstaatsbildung oder preußische Eroberung?

Nicht nur auf ökonomischem Gebiet, sondern auch dort, wo es um die Herausbildung des modernen Staates geht, greift die regionalistische Schule zur Technik der Personalisierung und Ethnisierung von Verhältnissen. In ihrem falschen Konkretismus verwandelt sie das abstrakte System „Staat“ in das persönliche Regiment der „Preußen“.

Aus dem höchst komplizierten Prozeß der Bildung eines deutschen Nationalstaates wird eine archaische Eroberungs- und Unterwerfungsgeschichte. Der Umstand, daß Preußen in diesem Prozeß eine Führungsrolle zufiel, wird verabsolutiert, heruntergespielt werden die Modernisierungen, die dieser Staat durchmachte, um der Staat der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland zu werden. Der politische und historische Begriff „Preußen“, der absolutistische, bürokratische und militaristische Traditionen bezeichnet, wird durch das Schlagwort von der Fremdherrschaft umgedeutet zu einem regionalen und ethnischen Begriff, der die Herrschaft eines Landes oder Volkes über das andere meint. Bei solchen Konstruktionen läßt sich die regionalistische Historiographie nicht stören von logischen und empirischen Einwänden. Daß in ihrem Sinne ganz Deutschland außer Kurbrandenburg letztlich als Objekt der Fremdherrschaft zu gelten hätte, diese also gar keine saarländische Besonderheit wäre, das zählt ebensowenig wie die Tatsache, daß die angeblich preußische Fremdherrschaft von ihren Untertanen keineswegs als solche empfunden worden ist. Und wohin bitteschön mit dem Saarländer Carl Ferdinand von Stumm, der Preußen und Reich mitregierte – also Fremdherrschaft ausübte im Sinne der regionalistischen Logik?

## Fremdherrschaft oder Xenophobie?

Ungeachtet oder vielleicht auch dank ihrer dürftigen Begründung hat die These von der Fremdherrschaft und der Kolonisierung es zu einiger Popularität gebracht – nicht zuletzt dank ungezählter politischer Ansprachen, in die sie als fester Topos eingegangen ist.

Ihre Wirkung bezieht diese Legende vermutlich daraus, daß sie sich dazu eignet, die Strukturkrise der Saarregion im Sinne einer xenophoben Sünden-

bockphantasie zu vernebeln. Es dürfte den fleißigen und sparsamen Saarländern einigermassen schwerfallen, daß sie seit vielen Jahren die Arbeitslosigkeits- und Verschuldungsstatistik anführen. Daß die Berg- und Hüttenwerke, die von Generationen in schwerer und gefährlicher Arbeit errichtet wurden, heute ohne Wert sind und zerfallen, das entwertet zugleich auch die eigene Geschichte. Eine rationale Analyse der Krise würde dem gekränkten Selbstbewußtsein der Saarländer wenig Trost spenden. Anders aber, wenn mit der ganzen Autorität der Wissenschaft erklärt wird, daß sich die Krise letztlich fremden Eindringlingen verdankt, die das Land auf einen falschen Entwicklungsweg gebracht haben.

Regionale Identität wird hier in ganz klassischer Weise gestiftet: durch den Zusammenschluß gegen den fremden Feind. Tröstlich zwar, daß der Feind gar nicht existiert, den diese Xenophobie für die gebildeten Stände ausgemacht hat. Dennoch wird hier ein anrühiges Denkmuster praktiziert. Und ob das ewige selbstmitleidige „Richtig daheim waren wir nie“ geeignet ist, zu einer aktiven und eigenständigen Krisenlösung beizutragen, mag bezweifelt werden. Eher scheint es, daß der politische Gebrauch dieser Legende dazu dient, eine Entschuldigung für die Dauerkrise zu liefern.

## Nazis oder Pfälzer?

Am 13. Januar 1935 – nach zwei Jahren Nazi-herrschaft, als jeder, der wollte, den gewalttätigen Charakter des Regimes erkennen konnte – entschieden sich neun von zehn Wählern in einer freien Abstimmung für den Anschluß ans Deutsche Reich. Was immer zur Erklärung dieser Entscheidung angeführt werden kann: Verstehen ist nicht gleich Entschuldigen. Der 13. Januar 1935 markiert den Tiefpunkt saarländischer Geschichte. Darüber sorgfältig zu diskutieren, wäre eine wichtige Aufgabe der Öffentlichkeit, so es denn diese überhaupt gäbe.

Die regionalistischen Autoren sind nicht so verstiegen, die Entscheidung der Saarländer offen auf das Wirken fremder Mächte zurückzuführen. Dennoch bieten sie, neben und unterhalb einer passablen kritischen Beurteilung, eine entschuldigende Deutung an. Sie bestreiten nicht, daß der Nationalismus der Saarländer, die entscheidende Triebkraft der pronazistischen Entscheidung, interne Gründe

hatte. Aber sie betonen doch, eher unauffällig, aber unüberhörbar, daß die nationalistischen Exzesse von 1923 (hunderttägiger Streik), 1925 (Tausendjahrfeier der Rheinlande) und schließlich 1934/35 von Berlin und Neustadt aus kräftig unterstützt worden sind. Wird dies, wie es regelmäßig geschieht, nur knapp hingeworfen, aber nicht in seiner Bedeutung diskutiert, so wird zwischen den Zeilen angedeutet, daß auch der Nationalismus gewissermaßen aus der Fremde importiert war. Betritt dann Gauleiter Bürkel, der Pfälzer, die Bühne, und läßt man ihn (was zu überprüfen wäre!) führende Positionen mit seinen Landsleuten besetzen, dann folgt unvermeidlich die Anekdote, wonach nach 1935 der Satz „Off die Bääm, die Pälzer komme!“ zum geflügelten Wort geworden sei. Unkommentiert hingestellt, ohne kritische Abwägung ihrer politischen Bedeutung, wird die Anekdote so vielsagend in den Rang eines wichtigen historischen Ereignisses erhoben. Zumal die gegenseitige Abneigung benachbarter Regionen geschickt ausgebeutet wird, wird der Leser augenzwinkernd eingeladen, die selbstgewählte Naziherrschaft als pfälzische Fremdherrschaft zu verstehen. Wiederum ist ein politisches Phänomen ethnisiert. In der regionalistischen Periodisierung der saarländischen Geschichte wird das Datum der „Entkolonialisierung“ auf den Tag der Ausrufung des „autonomen“ Saarstaates gelegt – also war auch die Naziherrschaft „Kolonialherrschaft“. Schließlich wird in zusammenfassenden und generalisierenden Passagen, die über das Charakteristische saarländischer Geschichte sinnieren, unvermeidlich behauptet, die Saarländer seien *immer* bloß Objekte fremder Mächte gewesen. Das Datum, an dem sie durchaus selbst Geschichte machten, der 13. Januar 1935, wird von dieser Verallgemeinerung nicht ausgenommen. Und schon sind wir's nicht gewesen. Werden dann die Enttäuschung der Saarländer über das doch nicht so paradisische Nazideutschland, werden einige soziale Konflikte und der Gegensatz von katholischem und nazistischem Herrschaftsanspruch in entsprechenden Worten akzentuiert, dann läßt sich unterschwellig suggerieren, die Saarländer wären 1935 bloß von einem kurzen pronazistischen Anfall heimgesucht worden, den sie schnell bereut hätten, um – innerlich zumindest – zum braunen Staat auf Distanz zu gehen.

## Privatismus als Widerstand

In diesem Zusammenhang wird die nach der Fremdherrschaftslegende zweite große saarländische Lüge wirksam, die den Privatismus der Saarländer, ihre Neigung, sich auf Familie, Nachbarschaft, Kirche und Verein zurückzuziehen, als Reaktion auf die Fremdherrschaft erklärt und als eine Art von Widerstand ausgibt. Die von fremden Herren hin- und hergeschubsten Saarländer, so wird uns weisgemacht, hätten sich pffiffig von der Politik abgewandt, sich im Privaten eingerichtet und dort die Stürme der Geschichte über sich hinweggehen lassen. Vielleicht war diese innere Emigration gar nicht unpolitisch, sondern eine der Situation der Wehrlosigkeit angemessene Form der Selbstbehauptung...?

Es mag wohl stimmen, daß das kleine Glück im trauten Heim in den Lebensvorstellungen vieler Saarländer eine besonders wichtige Rolle spielte und trotz aller Modernisierungserscheinungen noch immer spielt. Dies ist auch historisch erklärbar. Aber nicht in erster Linie aus der politischen sondern aus der sozialen Geschichte. Mentalitäten werden zuerst geprägt von den Formen der Arbeit, der Familie, der Gemeinde, der Religionsgemeinschaft. Hier wären, aber bitte ohne vorschnelle Verallgemeinerungen, die Besonderheiten saarländischer Sozialcharaktere aufzuspüren. Und hier wäre zu lernen, daß der saarländische Privatismus älter ist als die politischen Wechsel des 20. Jahrhunderts. Er wurde in der Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts begründet, aber nicht als opponierende Reaktion auf die preußische Herrschaft, sondern als Ergebnis einer von dieser gewollten und geförderten sozialen Entwicklung der Kombination von Industrie und Dorf, von Proletarisierung und Grundbesitzstreuung, und nicht zuletzt als Ergebnis einer sozialtechnologischen Förderung der patriarchalischen Familie. Kritische Betrachtung der bornierten Häuslichkeit – die nun einmal nicht zu den ersten Bürgertugenden gehört – würde zeigen, daß zwischen dieser und dem Nationalismus ein Zusammenhang besteht, der sich nicht zur Legendenbildung eignet. Sie würde zeigen, daß unpolitische und durch allzu enge Gemeinschaftlichkeit entmündigte Menschen immer auf äußere Autoritäten angewiesen bleiben und damit der Demagogie leicht zugänglich sind. Mithin war der Privatismus nicht Reaktion auf die Naziherrschaft, sondern eine ihrer Voraussetzungen.

Solche Selbstverständlichkeiten sollten sich herumgesprochen haben. Aber sie dürfen einfach nicht wahr sein, wenn sie der Bildung regionaler Identität durch einen durchweg positiven Bezug auf die eigene Geschichte im Wege stehen.

## Identität als Ziel der Geschichte

Was denn Identität eigentlich sei und warum wir eine haben müßten, wird nicht erläutert von denen, die das Wort so gerne im Munde führen. Statt dessen wird das Ziel der Identitätsbildung historisch legitimiert als das der Regionalgeschichte schon immer innewohnende Telos. Einen ersten Identitätsschub, lesen wir, habe das Saarland in preußischer Zeit erlebt. Nun ist unbestreitbar, daß sich das Industrieviertel als spätere Basis der politischen Einheit in dieser Zeit ausbildete. Wenn aber der Begriff „Identität“ eine Spur von Sinn haben sollte, müßte er etwas über Bewußtseins- und Stimmungslagen ausdrücken. Und hier steht nun einmal unerschütterlich fest, daß sich zur preußischen Zeit kein saarländisches Sonderbewußtsein artikuliert, ja daß sich nicht einmal ein gemeinsamer Name für das spätere Saargebiet/Saarland einbürgern konnte. Die Mittel- und Oberschichten bezeichneten sich als rheinländisch oder preußisch, bei der Arbeiterschaft darf man unterhalb ihres Nationalismus eher ein lokalistisches Selbstverständnis vermuten, was sich nicht zuletzt in der Dialektvielfalt einer Region zeigte, in der jedes Dorf seine eigenen sprachlichen Varianten pflegte.

In aussichtsloser Beweisnot hilft nur noch die „Dialektik“. Die Borussifizierung der Region, die in allen sozialen Klassen überschäumenden Nationalismus produzierte, wird kurzerhand zur Voraussetzung eines künftigen, durch Enttäuschungen und Lernprozesse zu erwerbenden Regionalbewußtseins gemacht. Der Nationalismus zeigte an, daß es immerhin schon ein „Identitätsbedürfnis“ gab, und außerdem waren die Saarländer „objektiv“ auch schon Saarländer, jetzt mußten sie es nur noch begreifen. Das dauerte. Als unter der Völkerbundsherrschaft das Revier auch noch zur politischen Einheit wurde (= „zweiter Identitätsschub“), rief gerade das heftigste Ablehnung und schließlich den sehnächtigen Wunsch nach dem Anschluß an Nazideutschland hervor. „Dialektische“ Antwort: gerade das gemeinsame Deutschseinwollen machte die Saarländer –

ansatzweise, irgendwie – zu Saarländern. Auch die nazistische Volksgemeinschaft hatte, „dialektisch“ betrachtet, ihr Gutes: ließ sie doch unter ihren Opfern die Idee eines europäisierten Saarlandes entstehen, eine Idee, die im „autonomen“ Saarstaat schließlich geschichtsmächtig wurde und einen weiteren „Identitätsschub“ auslöste. Die Zeit des „autonomen“ Saarstaates war das goldene Zeitalter des Regionalismus. Seine Gründung wird als Akt der Dekolonisation gefeiert. Daß der Bergbau nach dem Krieg wieder in französisches Staatseigentum übergegangen war, das fällt diesmal merkwürdigerweise nicht ins Gewicht, ebensowenig wie der wirtschaftliche Anschluß an Frankreich und die weitgehenden politischen Befugnisse des Hohen Kommissars. All das soll wohl dadurch aufgehoben werden, daß nun Saarländer Minister sein durften, zudem solche, die zur Christlichen Volkspartei und zur Sozialdemokratie gehörten. Nach bewährtem Rezept wird wieder Politisches in Regionales verzaubert: der politische Katholizismus und der Sozialismus werden flugs zu „antipreußischen“ Kräften stilisiert. Pure Legende. Das Zentrum war an der Saar nie regionalistisch. Es gab sich ganz im Gegenteil stets sehr borussisch und national. Wenn es gegen „Preußen“ loszog, dann war damit nicht die Herrschaft der Fremden, sondern ein protestantischer Staat gemeint, der klerikale Interessen bedrohte. Ähnlich die Sozialdemokratie: wenn diese von „Preußen“ redete, meinte sie einen semiabsolutistischen Staat und eine autoritäre politische Kultur, die sich aus der preußischen Geschichte herleitete und nicht aus den preußischen Landen. Und wenn Johannes Hoffmann und Richard Kirn auf die Autonomie und die Europäisierung des Saarlandes hinarbeiteten, so hatte dies mit Regionalismus wenig zu tun, dafür aber – sympathischerweise – sehr viel mit pragmatischen wirtschaftlichen Überlegungen und mit politischer Taktik. Merkwürdig nicht zuletzt, daß die ihre Identität herbeisehenden, erstmals entkolonisierten Saarländer 1955 nichts eiligeres zu tun hatten, als einen Sonderstatus zu verwerfen und ihren Ministerpräsidenten einheimischen Geblüts in die Wüste zu schicken.

## Identität statt Selbstbewußtsein

Das verkrampte Bemühen, saarländische Geschichte als schubhaftes Wachsen und Werden regio-

naler Identität zu deuten, befriedigt eine ideologische Nachfrage, die sich justament aus dem Zerfall saarländischer Besonderheit erklärt. Als die Saarländer etwas Besonderes waren, wollten sie bloß Deutsche sein. Die Entscheidung für Nazideutschland entpuppte sich als Entscheidung für die „Gleichschaltung“, für das politische Aufbrechen und Verstricken bis dahin abgesonderter Milieus. Die Entscheidung für die Bundesrepublik war eine für die Modernisierung von Arbeit, Freizeit, Sozialverhalten. Als das Wirtschaftswunder die saarländischen Lebensverhältnisse der durchschnittlichen deutschen Provinz weitgehend angepaßt hatte, als zugleich die Strukturkrise einsetzte, begann im Lande eine lautstarke Suche nach der eigenen Identität. Irgendetwas Besonderes mußte doch dran sein an diesem Land. Wer sucht, der findet: Dibbelabbes fürs Volk, französische Lebensart für die Aufsteiger, zu rechtgebogene Geschichte für die Intelligentsia. In der gemeinsamen Anbetung von Lyonerwürsten, im geschauspielerten *savoir-vivre* und in der gebetsmühlenhaften Wiederholung von Geschichtslegenden spiegelt sich nur, daß die saarländische Regionalgesellschaft sich noch immer nicht selbstkritisch und selbstironisch thematisieren kann.

Diese Gesellschaft hatte nie eine sein wollen. Von der sozialen Existenzform, die mit der Industrialisierung entstanden war und die sich mit dem Wirtschaftswunder verflüchtigte, verabschiedete sie sich – aus guten Gründen – ohne Bedauern. Gegen die Stilllegung der Gruben und Hütten gab es kaum nennenswerten Widerstand. Als die Menschen der harten Arbeit, der Armut und den engen sozialen Kontrollen entkommen konnten, taten sie es ohne zu zögern und offenbar in der Absicht, diese unwirtliche Welt schnell zu vergessen. Kaum reichte das

Einkommen dafür aus, verschwanden die saarländischen Dörfer hinter einem Überzug aus Eternit und Eloxal und Onduclair. Offenbar waren die Arbeiterhäuser als wirkliche Denkmäler wahrgenommen worden. Bloß erinnerten sie an eine unangenehme Vergangenheit. Kein Wunder schließlich auch, daß für Industriedenkmalpflege hierzulande kaum jemand zu begeistern ist.

Besondere politische Existenzformen entstanden im Saarland stets ohne Zutun und gegen den Willen der Bürger. Mit der Folge, daß die Saarländer nicht Saarländer sein wollten, in jeder saarländischen Eigenheit Landesverrat witterten und sich politisch nur dann ins Zeug legten, wenn es galt, einen Sonderstatus loszuwerden und sich der Deutschen Mutter in die Arme zu stürzen.

Eine Gesellschaft, die keine sein will, entwickelt kein Selbstbewußtsein, ja sie entwickelt nicht einmal die Institutionen und Kommunikationsformen, in denen sie ihre Konflikte austrägt, sich ihrer Interessen bewußt wird und diese vertritt. Die saarländische Selbstverleugnung ließ so etwas wie eine Zivilgesellschaft nicht aufkommen. Stets erklärte das Saarland sich für unmündig und lieferte sich starken Autoritäten aus. Auch nachdem es zum Bundesland geworden war, hielt es an dieser Tradition fest, wie man nicht zuletzt an seiner Vorliebe für populistische Patriarchen ablesen kann.

Die Saarlanditis, dieser Zwang zum monotonen Gerede über ein mit dürftiger Phantasie ausgemaltes Idealsaarland, ist samt der regionalistischen Geschichtsschreibung ein billiger Ersatz für eine fällige, aber mangels Öffentlichkeit und wirklichen Selbstbewußtseins auf Dauer nicht zu erwartenden Selbstreflexion.

#### Literatur

Kurt Bobr: *Ein besonderes Land. Politische Kultur im Saarland*, in: Landeszentrale für politische Bildung (Hg.): *Das Saarland. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung*, Saarbrücken 1989.

Gerhard Paul: *Von der Bastion im Westen zur Brücke der Verständigung. Politische Geschichte 1815–1957*, ebd.

K. M. Mallmann: *Die heilige Borussia. Das Saarrevier als preußische Industriekolonie*, in: ders. u. a. (Hg.): *Richtig dabei waren wir nie. Entdeckungsreisen ins Saarrevier 1815–1955*, Bonn 1988. ders. u. a. *Die saarländische Sphinx. Lesarten einer Regionalgeschichte*, ebd.

# Die Kulturelle-Ereignis-Party (KEP) im allgemeinen und in Saarbrücken

Von Dietrich (Piano) Paul



Foto: Julius C. Schmidt

Der Münchner Mathematiker und Musik-Kabarettist Dietrich (Piano) Paul war für die Neuerscheinungsfeier der Saarbrücker Hefte im Dezember 89 zu einem Kurzauftritt eingeladen worden. Warum dieser Auftritt dann allerdings sehr kurz wurde, warum es trotzdem (oder gerade deswegen) wirklich eine echt nette Party war und einige goldene Regeln zur erfolgreichen Durchziehung von Life-Kultur auf sogenannten Kulturelle-Ereignis-Partys (im folgenden kurz KEPs) schildert er in einer am nächsten Tag im Intercity-Speisewagen entstandenen und deswegen leider/erfreulicherweise eher unliterarischen Betrachtung, die aber als quasi Lifekultur-Workshop-Protokoll den Bereich „gezielte Anpeilung kultureller Bruchstellen“ (vergleiche das letzte Editorial Saarbrücker Hefte 61/62, 1989) plastisch bzw. transparent ... imstande ... möge.

Also – es war wirklich rundum eine nette Party, bei der die Kultur auch nicht weiter störte. *Wirklich* wichtig bei einer Party ist ja, was man persönlich, auf der menschlichen Ebene, so erlebt – und da

konnte ich nun wirklich nicht klagen. Bei der anschließenden Auktion habe ich trefflich gesteigert, das Publikum war zahlreich, teilweise sehr schick, der Rotwein trocken, die Schmalzbrote reichlich, das Bier frei, Kultur (z. B. div. Festreden, Lyrik, Kabarett oder Lesungen) war auch irgendwie angekündigt – und trotz eines hartnäckigen aber nicht weiter störenden gewissen Geräuschpegels von irgendwo hinten (z. B. durch div. Festreden, Lyrik, Kabarett oder Lesungen), konnte man sich locker unterhalten und viele nette und interessante Bekanntschaften machen. Sehr beeindruckt hat mich etwa ein hoffnungsvoller junger Mann, der auf der Neuerscheinungsfeier der Saarbrücker Hefte seine eigene Zeitung vertrieb (DM 3,50 – könnten sich die Saarbrücker Hefte ein Beispiel nehmen!) ... also solange wir solche jungen Männer haben, ist mir um Deutschlands Zukunft und unsere Renten nicht bange! ... und (und jetzt wird's bischen verwirrend, aber das macht nix auf einer Kultur-Party) ... und eigentlich fände er diese Zeitung (die für 3,50) auch nicht so toll, da zuviel Text (über die Saarbrücker Hefte äußerte er sich erst gar nicht), und es

spalte sich gerade eine weitere Zeitung ab (also in Saarbrücken ist – wenigstens zeitungsmäßig – scheint's was los), worauf ich vermutete; „Mit beiliegender Floppy-Disk für den Yuppy/Schüler/Bänker-PC?“; worauf er meinte, gar nicht so übel, und was *ich* eigentlich hier auf dieser Party so triebe, worauf ich etwas beschämt zugeben mußte. „Ach, ich hatte da gerade einen kleinen Auftritt, aber vergessen Sie's“, worauf er „Wieso, was Auftritt. Ehrlich?“, worauf ich ihm versicherte, daß tatsächlich irgendwo da hinten ein kulturelles Rahmenprogramm lief, worauf er glaubwürdig beteuerte, echt nix mitbekommen zu haben und das sei ihm jetzt schon irgendwie unangenehm, aber es sei ja auch verdammt laut hier (war es) und außerdem müsse er ja auch seine Zeitung verkaufen. Wir haben uns dann noch sehr nett unterhalten und gemeinsam festgestellt, daß Kultur scheint's tatsächlich die Kommunikation fördert.

Womit wir nun endgültig bei der so lockeren wie gegückten Kommunikations- und Small-Talk-Stimmung während der diversen kulturellen Beiträge wären. Ob Reden oder Lyrik (dieselbe laut oder leise), Kabarett oder gar (was die Saarbrücker Gäste eines Saarbrücker Zeitschriftenneuerscheinungsfestes vielleicht eventuell doch irgendwie interessiert haben hätte sollen können) die Lesung des Leitartikels mit gezielt saarbrückenvirulenter Thematik – die Gäste waren nicht nur gut, sondern schon optimal drauf und durch keinerlei Kultur zu verunsichern, oder gar aus der Stimmung zu bringen.

Nun, der erfahrene Mann der Bühne sah bereits, nachdem er die (übrigens ziemlich schwergängige) Eingangstür geöffnet hatte, daß das da heute Abend auch ziemlich schwer gehen würde, mit der Kultur und so. Und zwar aus zwei Gründen. Einem schlichten: der Topographie des Raumes. Und einem Komplexeren: der Topographie des Gemütes des Kulturellen-Ereignis-Party-Besuchers (im folgenden kurz KEPB).

### Zur Topographie des Raumes

oder: je weiter desto weg

Die Saarbrücker Wandelhalle neben der Basilika zeichnet sich durch einen nicht unoriginellen Grundriß aus (vgl. Abb. 1) bei welchem es sicher eine Lust zu wandeln wäre, der aber dem Raum insgesamt doch eher das Ambiente einer Kreuzung aus Wintergarten und Kegelbahn verleiht. Wobei die Plazierung der Bühne obendrein bewirkte, daß man auf derselben zwar eine phantastische Breitenwirkung erzielte (vgl. Abb. 1, b), aber leider so gut wie null Tiefe (vgl. Abb. 1, t).

Trotzdem startete ich noch – kampflos gehen Boxer und Künstler nicht aus dem Ring – einen letzten Versuchsballon am Klavier, in der völlig irriren Hoffnung, der abrupte Wechsel von lauter Verbalität (verstärkt) zu filigran-leiser Musik (natür) könne vielleicht für zehn Sekunden das Publikum zu einem Anflug von Aufmerksamkeit („Was iss los? Warum isses denn auf einmal so still?“) verunsichern. Aber, wir waren alle machtlos. Man hätte das Klavier anzünden und mit der Lautstärke und Power einer Tanztheater-Kontaktimprovisation bespringen können ... – die Leute standen uner-schütterlich und sich glänzend unterhaltend mit dem Rücken zur Bühne, was man nach neueren psychologischen Erkenntnissen (Körpersprache!) stark vereinfacht vielleicht so interpretieren könnte: sie hatten keine Lust.

Nun, es gäbe noch einige goldene Regeln, auf einer Kulturellen-Ereignis-Party einen echt positiven Kultur-Transfer  $KT > 0$  sicherzustellen. Aber das kürzen wir jetzt. Denn wie jener schöne Abend so schön zeigte, ist eine Kulturelle-Ereignis-Party mit  $KT = 0$  eigentlich für alle Beteiligten irgendwie viel lustiger ... und wäre deswegen auch gerne wieder bereit, sollte in absehbarer Zeit mal wieder eine Saarbrücker-Hefte-Neuerscheinungsparty nötig ... wovon wir nun aber doch nicht ausgehen wollen ... ggf. wieder einen Sehr-Kurz-Auftritt ... Kontonummer noch dieselbe ... usw. usw. ... – ich mag einfach Partys.

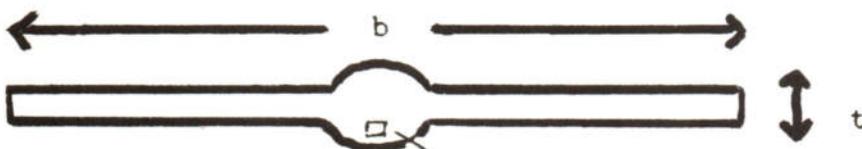


Abb. 1: Der Saal im Grundriß

Bühne

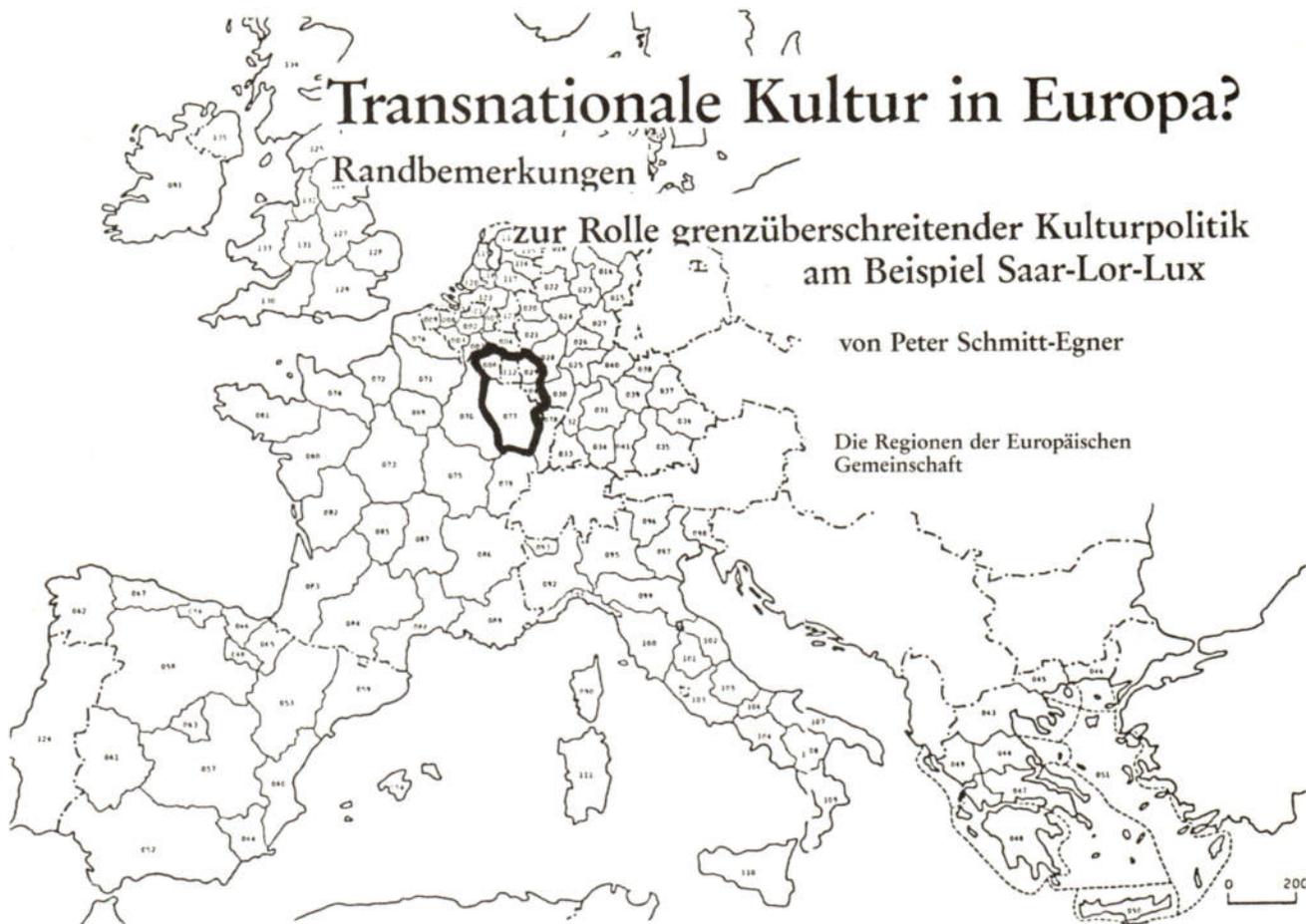
# Transnationale Kultur in Europa?

Randbemerkungen

## zur Rolle grenzüberschreitender Kulturpolitik am Beispiel Saar-Lor-Lux

von Peter Schmitt-Egner

Die Regionen der Europäischen  
Gemeinschaft



Stellen wir uns folgende Situation vor: ein Historiker sucht am Ende des zweiten Jahrtausends nach einem Strukturprinzip für die jüngste Geschichte Europas. Es sucht und sucht . . . und findet es im Jahre 1990: das „östliche“ Vereinheitlichungsprojekt der „sozialen Sicherheit“ zerbricht an der Mangelwirtschaft und dem politischen Freiheitswillen seiner Bürger.

Dagegen ist der „westliche“ Integrationsversuch scheinbar auf Erfolgskurs: der Binnenmarkt verspricht die Erlösung von allen ökonomischen und sozialen Übeln durch die grenzenlose Freiheit von Waren und Kapital, Personen und Dienstleistungen.

In den Krisenregionen Europas weckt diese frohe Botschaft Hoffnungen vermischt mit dem Mißtrauen, sie sei nicht für alle gedacht: nämlich nur für die modernisierten Konkurrenten im Rhein-Main-Gebiet und Paris, in Mailand und Baden-Württemberg.

Unser Historiker nimmt die Lupe zur Hand und richtet sein Augenmerk auf den Saar-Lor-Lux Raum. Er studiert die Memoranden, Verlautbarungen, Maßnahmen zur Situation: Die Angst, auch nach Einführung des Binnenmarktes Randregion zu bleiben, treibt die Regionalpolitiker in die Offensive: sie erklären den Saar-Lor-Lux-Raum zur Kernregion Europas. Doch was das für ein Europa sein soll, weiß niemand so recht.

Der Wettbewerb wird sicher eine Rolle spielen. Und die Wettbewerbsfähigkeit wird möglicherweise oberste Richtschnur bleiben, nach der sich ökologische, soziale und kulturelle Bedürfnisse und Erwartungen zu richten haben.

Manche spekulieren, ob „Kultur“ und „Region“ gemeinsam als eigenständige Steuerungsfaktoren in diesen Prozeß hineinwirken können, und für das Saarland stellt sich die konkrete Frage: gibt es zwischen dem unerbittlichen Imperativ des Binnenmarktes und dem „Hinterherhecheln“ hinter modernisierten Industrieregionen den dritten Weg einer grenzüberschreitenden und auf interregionalen Ressourcen basierenden Strukturpolitik? Eine Politik, die gar beispielhaft für ein dezentralisiertes Gesamteuropa – Ost wie West – sein könnte, eine europäische Regionalpolitik mit anderen Integrations- und Entwicklungszielen? Wie könnten jene Ziele aussehen?

Vielleicht sind diese Fragen zu hoch angesetzt, zu utopisch. In jedem Fall verweisen sie aber auf einen **Regionenbegriff**, der wenig mit traditionalistischer Folklore aber viel mit einer *integrierten* Industrie-Technologie- und Umweltpolitik für einen *gemeinsamen Lebensraum* zu tun hat. Er enthält keine autarkistischen Flausen, sondern setzt auf eine wirtschaftspolitische Kooperation zwischen den Regionen. Kurz, diese Art der Regionalpolitik ist

nicht selbstbezogen und damit provinziell, sie versteht die Nachbarregion nicht als Konkurrenten sondern als Kooperationspartner. Und dies nicht nur aus reiner Nachbarschafts liebe, sondern aus dem Zwang heraus, Probleme gemeinsam zu lösen, die vor den Grenzen nicht halt machen. Hierzu gehören Infrastruktur, Umweltschutz, Regionalplanung, Wirtschaftsförderung . . .

Gibt es für eine solche, sich „transnational“ nennende Regionalpolitik schon Ansätze und Hinweise?

Man könnte es meinen. In der **Saar-Lor-Lux-Region** wurden in den letzten 20 Jahren eine Reihe von interregionalen Institutionen ins Leben gerufen, die in dieser Fülle keine vergleichbare Grenzregion in Europa aufzuweisen hat: angefangen von der Regionalkommission Saar-Lor-Lux-Westpfalz, der Comregio als transnationales Organ der Kommunen, den Kammern (Interregionaler Handwerksrat/Industrie- und Handelskammer) und Banken (Bankenkonsortium Saar-Lor-Lux), dem Innergemeinschaftlichen Regional-Institut in Luxemburg und Interregionalen Parlamentarierrat Saar-Lor-Lux-Westpfalz-Belgisch-Luxemburg, bis zum Interregionalen Gewerkschaftsrat und dem angestrebten Verbund der Hochschulen mit der Charte de Cooperation Universitaire Sarre-Lor-Lux.

Die Kooperationsfelder sind vielfältig: sie reichen von Fragen des regionalen Naturschutzes und der technologischen Zusammenarbeit (Telekommunikation/Teleport Saarbrücken), der Gründung gemeinsamer Wirtschaftsförderungsgesellschaften (ohne Luxemburg) bis zur Verkehrs- (Einführung des Schienennahverkehrssystems „Metrolor“ 1991) und Forschungspolitik (Forschungshandbuch Saar-Lor-Lux), von einer integrierten beruflichen Aus- und Weiterbildung (Handwerkskammern) bis zur Industriestraße Saar-Lor-Lux (A. Schmidt 1989).

Allerdings lernt der einzelne Bewohner dieser Region die Qualität der geleisteten Arbeit von der Quantität der Aktivitäten erst zu unterscheiden, wenn er direkt davon betroffen ist.

Wählt unser Historiker wieder die europäische Optik so gibt es zwar inhaltliche Bezüge zu den EG-Institutionen in Sachen Regionalpolitik, diese haben jedoch weder rechtliche noch faktische Auswirkungen in der Praxis: so setzt sich z. B. das Europäische Parlament in seiner Entschlußung vom 18. 11. 1988 zwar für die Erhaltung und Fortentwicklung der Regionen ein, was jedoch vor Ort im Interregio-

nen Parlamentarierrat passiert, interessiert die Straßburger Abgeordneten weniger (M. Granz 1990).

Eine transnationale Verständigung – als grenzüberschreitende Kommunikation von juristischen und natürlichen Personen ohne Zwischenschaltung des Nationalstaates – scheint somit weniger von der EG auszugehen. Der Binnenmarkt scheint sogar eine Verständigung „von unten“ eher aus- als einzuschließen.

Mit den bereits erwähnten Institutionen setzt sich daher der **Orientierungsrahmen für eine transnationale Kulturpolitik** aus drei Abkommen, unterschiedlicher rechtlicher Natur, zusammen, die außerhalb des EWG-Vertrages vereinbart wurden: als *binationale Grundlage* der saarländisch-lothringischen Beziehungen ist nach wie vor der Elysée-Vertrag zu nennen. Er wird jedoch langfristig seine Lebendigkeit nur behalten können, wenn er seine Wurzeln in den Kommunen und Regionen erweitert und vertieft und aus dem Austausch „von oben“ eine Zusammenarbeit „von unten“ wird.

Ein weiterer Baustein könnte die *internationale* Deklaration des Europarates vom Mai 1987 in Florenz mit ihrer ergänzenden Entschlußung 201 über das Verhältnis von „Kultur und regionaler Entwicklung in Europa“ sein. Das *transnationale* Saar-Lor-Abkommen vom Oktober 1988 zwischen Rausch und Lafontaine über eine Zusammenarbeit auf den Ebenen der Technologie (Kommunikationstechnik), Infrastruktur und Kultur (Jugend- und Sprachenpolitik) bildet ebenso ein Politik-Ansatz, wie die regelmäßigen Kabinettsitzungen der saarländischen mit der luxemburgischen Regierung.

Die Schwächen und Widersprüche dieser Ansätze sind allerdings nicht zu übersehen, so z. B. der Widerspruch von binationaler und transnationaler Kulturpolitik:

Während sich auf deutsch-französischen Kulturipfeln Politiker im Glanze nationaler Kulturprominenz sonnen (vergl. Hemlé 1989), verweist das Manifest der Gemeinden und Regionen Europas eher auf die kulturpolitischen Schatten in den Talsohlen regionaler Strukturentwicklung. Immerhin wird hier „Kultur“ nicht mehr als passives Anhängsel einer traditionellen Standort- und Ansiedlungspolitik verstanden, sondern als aktives Steuerungselement regionaler Entwicklung. Kritisch ist zu vermerken, daß die Entwicklungsziele diffus, die Finanzierungsinstrumente nicht hinreichend und der Appella-

tionscharakter des Gremiums nicht ausreicht, etwas Entscheidendes zu bewegen.

Dafür sind die in den transnationalen Abkommen getroffenen Beschlüsse konkreter, ebenso wie die Realisierungschancen höher sind, denn hier treffen sich Gremien mit (allerdings unterschiedlichen) exekutiven Kompetenzen.

Ihre Einbindung in eine transnationale Kulturpolitik kommt jedoch zu kurz, da bisher eine *gemeinsame fachübergreifende Zielorientierung* nicht erkennbar ist. Die Initiative bleibt so weiterhin bei den Kommunen, deren personelle wie finanzielle Ausstattung unzureichend bzw. gar nicht vorhanden und deren konzeptioneller Horizont auf den interkommunalen Austausch beschränkt ist.

Unser Historiker zieht eine **Zwischenbilanz** und erkennt folgende Defizite transnationaler Kulturpolitik:

- die allgemeinen fachübergreifenden Ziele von regionaler Entwicklung und interregionaler Politik bleiben diffus;
- „Kultur“ taucht am Horizont interregionaler Strukturpolitik nach wie vor als Standortfaktor, in der internationalen Politik als nationaler Prestige-Faktor auf;
- die interregionalen Institutionen in Saar-Lor-Lux hängen buchstäblich zwischen den nationalen Präferenzen und werden von den EG-Institutionen nur gering beachtet;
- die Bevölkerung selbst nimmt am interregionalen Diskurs nur passiv teil;
- im speziellen Fall „Saar-Lor-Lux“ stehen sich Gebietskörperschaften von höchst unterschiedlicher staatsrechtlicher Qualität, politischen Entscheidungs- und administrativen Vollzugs-kompetenzen gegenüber, die die Lösung interregionaler Interessenskonflikte erschweren.

Um die **Schnittstelle von Kulturpolitik und interregionaler Strukturpolitik** zu kennzeichnen ist zu fragen, wie eine Zusammenarbeit auszusehen hat, die über Organisation, Vermittlung und Austausch von Ausstellungen, Künstlern und Kunstobjekten hinausgeht und was ihre allgemeinen Ziele sein sollen.

Versteht man die Großregion – in der Distanz zum Binnenmarkt – nicht nur als Wirtschafts-gemeinschaft, sondern als *Lebensgemeinschaft*, dann lassen sich drei Grundziele interregionaler Zusammenarbeit aufschlüsseln.

Zum einen geht es darum, das *historische Ge-*

*dächtnis* der Nachbarn verstehen zu lernen, soweit es noch die Erwartungen und Ängste in der Gegenwart bestimmt.

Dieses Verständnis könnte dann als Basis für *gemeinsame Zukunftspläne* und einer offenen *Konfliktverarbeitung* in der Gegenwart förderlich sein (Umwelt- und Energiepolitik).

*Nachbarschaftliches Handeln* wäre die Konsequenz, d. h. Handlungsspielräume identifizieren und erweitern, gemeinsame Problemdefinitionen entwickeln und Problemlösungsverfahren in transnationalen Projekten erproben.

Diese Zielorientierungen verlieren erst dann ihren utopischen Charakter, wenn sich die Zusammenarbeit nicht auf die Institutionen beschränkt und eine Bewußtseinsarbeit „oben wie unten“ einsetzt.

Läßt sich die Schnittstelle von Struktur- und Kulturpolitik in jenen Zielen lokalisieren, so werden auch die Intensionen grenzüberschreitender Kulturarbeit sichtbar: sie unterscheidet sich vom üblichen Kulturaustausch darin, als sie die *regionalen Lebensinteressen kontinuierlich zum Thema macht*.

„Kultur“ könnte hier zum transnationalen Kommunikationsforum werden, in dem die Vielfalt der Erwartungen, Ängste und Wünsche der Bewohner zum Ausdruck kommen könnte; sie verstünde sich als vopolitisches Medium, in dem die Angst angstfrei präsentiert, die Erwartungen ohne Konkurrenzdruck erörtert und die Wünsche ohne ökonomistische Verengung vermittelt werden könnten.

Dieser Verständigungsprozeß erfordert allerdings die Fragen nach Motiv und Thema, Zweck und Mittel der Verständigung neu zu stellen. Interregionale Zusammenarbeit würde also eine **thematische Kulturarbeit** erfordern, deren Inhalt die gemeinsame Lösung der Strukturkrise, der Umbau des regionalen Wirtschaftsgefüges im Sinne einer Lebensgemeinschaft, sowie exemplarische Projekte für eine europäische Zukunft wären.

Zusammengefaßt hätte thematische Kulturarbeit die Aufgabe, über die Vielfalt der vorhandenen Kunst- und Kulturformen die Mannigfaltigkeit inhaltlicher Lebensperspektiven in der Region zu fördern. Sie würde keine bestimmte Botschaft verkünden, sondern versuchen, Kommunikationsprozesse zu initiieren und organisieren und verstünde sich interkulturell (Begegnung der Kulturen), interdisziplinär (Vermittlung von Wissenschaft und Kunst) und



Glasmacherdorf St. Louis lès Bitche (Lothringen)

Foto: G. Kemmer

intergenerativ (Vermittlung zwischen den Generationen).

Zweck dieser Kommunikation wäre die Erarbeitung autonomer Beurteilungsmaßstäbe für die künftige Lebensform. Als Mittel strebt sie die Verbindung von ästhetischem Wahrnehmungsvermögen und politischer Urteilsfähigkeit an. Sie müßte sich demnach in vorpolitischen Kommunikationsräumen bewegen, problem- und nicht parteiorientiert sein, sowie an der Problemdefinition ansetzen.

Beim Verständigungsprozeß selbst geht es auch darum, nicht alles und jedes verstehen zu wollen, sondern auch das zu achten, was nicht verstanden wird, teilzunehmen am Lebenszyklus des Nachbarn, ohne in diesen einzudringen.

Setzen wir nach diesem utopischen Höhenflug zur Landung an und fragen uns, welche Realisierungschancen dieser Entwurf für den grenznahen Raum Saar-Lor-Lux hat.

Hier existieren mindestens drei verschiedene **Kommunikationsmittel**, die sich gegenseitig ergänzen und befruchten könnten: Zunächst fungieren die jeweiligen Hochsprachen Deutsch und Französisch als Hauptinstrumente *internationaler* Verständigung.

Daneben existieren noch die *transnationalen* Regionalsprachen (rhein- und moselfränkisch) – soweit sie noch gesprochen werden – als historisches Erbe der Großregion.

Und hinzu kommt noch die *supranationale* Sprache des jeweiligen Kulturmediums.

Aus der Kombination dieser Mittel und Zwecke könnte so etwas wie eine „Identität“ grenznaher Kulturen entstehen. Diese wäre nicht statisch, sondern aus dem Prozeß der Verständigung zu verstehen.

So einfach diese Auflistung in der Theorie, so schwierig erscheint ihre praktische Realisierung. Über die Notwendigkeit der Zweisprachigkeit im künftigen Binnenmarkt gibt es in den politischen Lagern kaum Dissens, ebenso wie über die „Kultur“ als Standort- und nationaler Prestigefaktor. Über den Nutzen der Regionalsprachen scheiden sich jedoch nicht nur die Geister, sondern auch die Interessen. Denn jene gehen ja mit zunehmender Vereinheitlichung verloren und stehen nur im Wege.

Dulden wir dies, so führt dieser Weg uns zum Ausgangspunkt, der Integration „von oben“ zurück.

Es gilt also, nach Alternativen zu suchen und jenen schmalen Pfad zwischen **Massenkultur** und **Regionalkultur** zu finden, ohne in Nivellierung und Provinzialismus zu verfallen. Wie wenig dieser Pfad bisher geortet, geschweige denn beschritten wurde, erhellt ein kleines Szenario des grenzüberschreitenden Alltags: den lothringischen Arbeiter, der tagsüber bei Michelin in Homburg auf Maloche war, erwarten zuhause inzwischen mindestens 30 Fernsehprogramme dank den Fortschritten der „Kommunikations“-Technik.

Weshalb sollte er ausgerechnet die dritten Programme wählen, die bisher am ausführlichsten über die Grenzräume berichtet haben? Lassen ihn doch Dallas, Denver und dergleichen teilhaben an einer globalen Massenkultur von Hanviller bis Peppenkum, Lomé bis Tokio. Weshalb sollte der arbeitslose Bergmann in Lothringen, die entlassene Stenokontoristin sich mit Kolleginnen jenseits der Grenze verständigen, wo doch per Knopfdruck wenigstens das Gefühl einer Modernität in provinzieller Umgebung vermittelt wird?

Traditionelle Kommunikationsorte wie z. B. das Bistro in Lothringen, in denen individuelle Probleme ausgetauscht und soziale Solidarität *erfahren* werden konnte, verschwinden immer mehr. Die Schein-Modernität der Massenkultur wird sich umso schneller durchsetzen, je mehr den regionalen Symbolen etwas „Rückständiges“ anhaftet und ihr größtes Problem scheint es zu sein, daß diese „Rückständigkeit“ auch tatsächlich gegeben ist, betrachtet man die kulturelle Infrastruktur der Region.

**Gegenbeispiele** reflektieren diese Realität, sie zeigen, daß der Pfad als terra incognita geortet, aber nur zögernd beschritten wird. Eines dieser Versuche, moderne Technik im Sinne transnationaler Kulturarbeit zu nutzen, ist die Video-Serie der Action Culturelle in Freyming-Merlebach (Lothringen) „E Viertel Stunn im Kohlekaschte“.

Hier werden Symbole und Probleme regionaler Kultur (Arbeitslosigkeit, Emigranten, Rassismus-Problem) ironisch in der Regionalsprache präsentiert und geradezu satirisch in der Hochsprache vermittelt. Diese Videos sind in allen Teilregionen, in denen auch mosel- und rheinfränkische Dialekte gesprochen werden, verstehbar.

Solche Beispiele können ihre Kommunikationswirkung freilich erst durch Akkumulation und Multiplikation in den technischen Medien entfalten.

Thematische Kulturarbeit wird hier nicht nur zum Mittel grenzüberschreitender Verständigung, sondern praktische Kritik an der Ideologie globaler Massenkultur, die Bedürfnisse zum Ausdruck, aber nicht zur Realisierung kommen läßt.

Arbeiterhaus (St. Louis)

Foto: G. Kemmer



Sie ist der Doktrin jener Technik-Fetischisten entgegengesetzt, die glauben, mit dem Ausbau der Kommunikationstechnik steige automatisch die Qualität der Kommunikation.

Neben diesem Pfad gibt es aber auch **Scheinwege**, die uns letztlich wieder auf die Autobahn der Massenkultur zurückführen. Das schlechte Gewissen treibt manche regionale Akteure in eine Art „Verständigungs-Aktivismus“, an dessen Ende zwar nicht das nationale, wohl aber das interregionale Prestige steht. Immerhin, die Beteiligten sind jedenfalls zufrieden: Künstler freuen sich über Auftrag und Honorar. Sektgläser klirren. Es wird gut gegessen, die Funktionäre unterhalten sich prächtig und geben eine Pressemitteilung über „Zusammenarbeit“ und „Verständigung“ heraus.

Mühevoller, weil es sich seinen Weg bauen mußte und bescheidener, weil die Mittel lächerlich gering, war das **Pilotprojekt**, welches die „Arbeiterfotografie Hassel“ zusammen mit dem Projekt „Arbeit und Kultur“ in Lothringen durchführte (Schmitt-Egner 1988).

Sein Ziel war der Versuch, über das Alltags-Kultur-Medium Fotografie ergänzt durch Instrumente qualitativer Sozialforschung (Handlungsforschung) den Lebenszyklus eines lothringischen Industriedorfes kennenzulernen. In drei Interviewleitfäden sollte auf die Vergangenheit (kollektives Gedächtnis), Gegenwart (Krisenerfahrung) und Zukunft (Erwartungen hinsichtlich des Binnenmarktes und der interregionalen Zusammenarbeit) eingegangen werden. Unentbehrliche Mittel zur Kommunikationsöffnung waren die Alltagsgespräche über das Wetter und die Kaninchenzucht, die Fotografie als Identifikationsmedium und nicht zuletzt der gemeinsame Dialekt. Fotografie verstand sich hier als Medium einer sozialen und interregionalen Kommunikation vom Beginn des Projektes bis zur Eröffnung der Ausstellung. Am Beispiel der großen historischen Brüche im 20. Jahrhundert ließe sich zeigen, wie die Dialektsprache als authentischere Quelle des interregionalen Gedächtnisses wirken kann, als die von den Historikern so geliebten Archivalien.

Auf die Frage an die 92jährige Frau Bertil Lutz, wie sie den Kriegsausbruch von 1914 im damaligen Elsaß-Lothringen erlebt habe, kam ein einziger Satz: „Die Leit hann geheilt“.

Mit dieser einfachen, durch andere Quellen belegten Aussage, kennzeichnete sie mehr die Stimmung zwischen preußisch-deutschem Hurratriotismus

und französischem Revanchismus, als es die Vereinbarungsversuche nationalstaatlicher Geschichtsschreibung wahrhaben wollen.

Von der Annahme ausgehend, daß die grenzüberschreitenden Dialekte immer mehr zurückgehen, das dreisprachige Luxemburg eine beachtenswerte Ausnahme bleibt (sehr wohl aber den Beweis liefert, wie kompatibel regionale Kultur und europäische Politik sein können), verschiebt sich der Verständigungsschwerpunkt immer mehr auf die Zweisprachigkeit und die Sprache des Mediums.

Aber je geringer die direkte Verständigung möglich, je weniger die Zweisprachigkeit ausgebildet ist, umso wichtiger wird **die Formensprache des kulturellen Mediums**. Ein Versuch, wie die manifeste verbale Sprache mit den nonverbalen Formensprachen der Kulturmedien verbunden werden könnte, illustriert die interregionale Konzerttournee eines saarländischen Chors durch den Saar-Lor-Lux-Raum im Jahre 1987/88 (Schmitt-Egner 1989).

Programm und Organisation verstanden sich als Resultat einer interdisziplinären Zusammenarbeit (von Wissenschaft und Kunst). Es beinhaltete Musik und Texte zu Kriegserfahrungen und Friedensphantasien über drei Jahrhunderte. Welche Hinweise könnten hier für unseren „Verständigungspfad“ gegeben sein? Die Musik als tragendes Medium für das Thema, die verbal nicht mehr Vermittelbares (z. B. den Schrecken) auszudrücken suchte, das Thema, welches in der Nachbarregion (z. B. Thionville) über die Region (z. B. Verdun) erörtert wurde, die zum Schauplatz eines Weltkrieges geworden war, oder die ergänzenden Kommentare französischer und deutscher Schriftsteller, die im Wechsel von deutschen und französischen Schauspielerinnen vorgetragen wurden?

Feststellen konnte man jedenfalls eine für Frankreich ungewöhnliche Kommunikationsbereitschaft dieses Thema betreffend. Die vorgenannten Beobachtungen decken sich mit einigen Befunden der Vorurteilsforschung, die sich auch mit nationalen und regionalen Stereotypen befaßt (vergl. den Beitrag von Krewer). Informationen werden schon auf der Wahrnehmungsebene abgewehrt, wenn sie für das Individuum zu stark und unangenehm oder zu schwach sind, um bewußt werden zu können. Da Emotionen eine große Rolle bei der Wahrnehmungsabwehr und der Urteilsabgabe spielen (Schäfer/Six 1978), eignet sich die Musik besonders als Medium und Basis kritischer Kommunikation.

Dies allerdings nur dann, wenn die Qualität ihrer Formensprache überzeugt, Emotion und Kognition, verbale und nonverbale Sprache eine Beziehung zueinander eingehen. Die Motetten des „frommen“ Kirchenmusikers Heinrich Schütz enthüllen sich so als Anklage gegen Krieg und spätf feudale Herrschaft, ebenso wie die Lieder Gustav Mahlers nicht mehr additiver Bestandteil eines bildungsbürgerlichen Konzertes, sondern zum Sensorium einer Vorkriegsstimmung werden, die den Hurratriotismus als Todesverdrängung entlarvt. Für den Nachbarn werden plötzlich „zwei deutsche Kulturen“ wahrnehmbar.

Weniger als konkretes Projekt, denn als „strategisches Lernfeld“ für den Saar-Lor-Lux-Raum könnte die **Industriekultur** dienen. Strategisch deshalb, weil in ihr kollektives Gedächtnis, gegenwärtige Krisenerfahrung und gemeinsame Zukunftsprojektionen summierbar sind. Wieso Lernfeld? Was und wie soll gelernt werden?

Aus der psychologischen Lerntheorie sind zwei Konzepte bekannt, die auf Vergangenheit und Zukunft unseres Industriesystems anwendbar sind: „Lernen am Erfolg“ und „Lernen am Modell“. Die Resultate der ersten Methode haben uns das Janusgesicht des Fortschritts beschert, mit dessen Resultaten wir uns bis ins nächste Jahrtausend herumschlagen müssen.

Die altindustrialisierten Zonen sollten sich daher nicht in von dieser Erfahrung gereinigte „technische Denkmäler“ verwandeln, sondern in *Erlebnis- und Reflexionsräume* für ein künftiges Industriemodell: lebensverträgliche Technologien, Produktionsverfahren und Produkte, regionale Konversionskonzepte für den Umbau der Branchenstruktur und Diversifizierung, aber auch die Erinnerung an vergangene Qualifikation und Solidarität, patriarchalische Familienstrukturen und miese Arbeitsbedingungen im Hinblick auf die Zukunft der Arbeit wären hier die Themen. Von diesem kulturellen Dis-

Kristallerie St. Louis (Lothringen)

Foto: G. Kemmer



kurs könnten z. B. die Werkstoffwissenschaften ebenso profitieren wie die Großprojekte der KI-Forschung.

Grenzüberschreitende Pfade in Sachen Industriekultur werden bereits besprochen (vergl. Zusammenarbeit von der Ini Völklinger Hütte und der CCSTI in Lothringen). Nur tauchen solche Ansätze und Fragestellungen im fiskalisch verkürzten Blick manches Kommunalpolitikers nicht auf.

Erinnern wir uns am Ende noch einmal an unseren Historiker. Sein Auge trânt und sein Kopf brummt. Er hat viele Wunsch-Projektionen und wenig reale Ansatzpunkte grenzüberschreitender Kulturpolitik kennengelernt. Er richtet seinen Blick zum letzten Mal auf das westeuropäische Integrations-Projekt, nun aber mit der Lupe des Regionalpolitikers. Er sieht, daß die Bretagne mit ihren Agrar- und Fischereiproblemen mehr mit Galizien, Wales und Schottland zu tun hat, als mit der hochindustrialisierten Ile de France und sich daher mit jenen Regionen zusammengeschlossen hat. Er begreift die ökonomischen Disparitäten in Europa nicht mehr national-, sondern regionalspezifisch. Und so entdeckt er gerade in der „regionalen Identität“ eine Möglichkeit der Regionen, sich in enger Kooperation mit anderen zu erhalten und zu entfalten. Ihren Zweck erkennt er im gemeinsamen Aufbau und Ausbau von regionalen Lebensstrukturen, in denen Arbeit, Wirtschaft und Natur keine Zielkonflikte mehr erzeugen. Thematische Kulturarbeit hätte die Kommunikation hierüber zu befördern.

Und da am Ende des Jahrtausends – also zu seiner Zeit – die Fortschritte immer noch bescheiden und die vorgenannten Ziele immer noch im Namen der Vereinheitlichung vernebelt werden, empfiehlt unser Historiker seinem Klientel gar den „Anti-Historiker“ Nietzsche. Denn jener hat einmal an der Ursprungsgeschichte Europas demonstriert, inwieweit erst regionale Identität, die Verarbeitung multikultureller Einflüsse ermöglicht. Nietzsche spricht davon, daß bei den Griechen „die Bildung“ lange Zeit „ein Chaos von ausländischen, semitischen, babylonischen, lydischen, ägyptischen Formen und Begriffen und ihre Religion ein wahrer Götterkampf des gesamten Orients“ war. Dennoch wurde die hellenische Kultur kein Aggregat, sondern „die Griechen lernten allmählich das Chaos zu organisieren, dadurch, daß sie sich auf sich selbst, das heißt auf ihre echten Bedürfnisse zurückbesannen und die Scheinbedürfnisse absterben ließen. So er-



Foto: Marlene Kemmer

griffen sie wieder von sich selbst Besitz . . . Sie wurden selbst nach beschwerlichstem Kampfe mit sich selbst, durch die praktische Auslegung jenes Spruches, die glücklichsten Bereicher und Mehrer jenes Schatzes und die Erstlinge und Vorbilder aller Kulturvölker“ (F. Nietzsche, 1980, S. 284).

Unser Historiker legt seine Lupe aus der Hand und fragt sich, ob seine regionalen und europäischen Adressaten bereit sind, jenem Hinweis autonomen Wahrnehmens und Denkens nachzugehen und die eigenen Modernisierungsvorstellungen zu überprüfen.

#### Literatur:

- Ceccini, P. 1988, *Europa 1992, Der Vorteil des Binnenmarktes, Baden-Baden.*  
Conseil de l'Europe (1987/89), *Culture et régions, action culturelle et espace régionale (Strasbourg).*  
Empirica 1989, *Die wirtschaftlichen Auswirkungen des Binnenmarktes 1992 auf Sektoren und Regionen der BRD, Bonn.*  
Granz, M. 1990, *Der Interregionale Parlamentarierrat, MS Saarbrücken.*  
Hemlé, E. 1989, *Poldevische Zustände, in: Silkenbeumer/Diversity, Kultur im Karree, Kulturpolitik im Städteviereck Saarbrücken, Metz, Trier, Luxemburg (Lebach).*  
Nietzsche, F. 1980, *Werke Bd. 1, (Hrsg) K. Schlechta, München*  
Schmitt-Egner, P. 1988; *Lebensbilder in Saar-Lor-Lux, Saarbrücken.*  
derselbe 1989, *Friedenskulturarbeit in Saar-Lor-Lux, in Silkenbeumer/Diversity, a. a. O.*  
Wittenbrock, R. 1990, *Saar-Lor-Lux als Bezugsraum von Kultur und Forschung, in: Dokumente, Zeitschr. für den Deutsch-französischen Dialog Nr. 1.*

# Kunst im öffentlichen Raum

Von Jean-Christoph Ammann

„Seit acht Monaten und vierundzwanzig Tagen ist der Erzähler jetzt verschwunden. Seine Zuhörer haben das Warten aufgegeben. Sie sind auseinandergegangen, als der Faden dieser Geschichte, der sie alle verbunden hatte, abgerissen war. Der Erzähler hatte nämlich, wie die Gaukler und Anbieter anderer Wunderdinge, den großen Platz räumen müssen, weil ihn die Gemeinde auf Betreiben junger technokratischer Stadtplaner gesäubert hat, um einen Musikbrunnen zu errichten, aus dem jeden Sonntag zum Pa-Pa-Pa-Bum von Beethovens Fünfter Wasserstrahlen schießen. Der Platz ist sauber. Keine Spur mehr von Schlangenbeschwörern, Eselbändigern oder Gauklerlebrlingen, keine Spur mehr von Bettlern, die nach der Trockenheit aus dem Süden herkamen, von Quacksalbern, Nagel- und Nadelschluckern, von betrunkenen Tänzern oder einbeinigen Seilakrobaten, von magischen Djellabas mit fünfzehn Taschen, keine Straßenjungen mehr, die Unfälle unter Lastwagen vortauschen, keine Beduinen mehr, die Kräuter und Hyänenleber zum Zaubern verkaufen, keine ehemaligen Huren mehr, die zur Hellschere übergewechselt sind, keine schwarzen Zelte mehr, die das sorgfältig in den Tiefen des Gedächtnisses zu bewahrende Mysterium umschließen, keine Flötenspieler mehr, die die jungen Mädchen bezaubern, keine Bretterbuden mehr, die dampfgekochte Schafsköpfe zum Verzehr anbieten, keine zahlosen, blinden Sänger ohne Stimme, die eigensinnig darauf beharren, die wüste Liebe zwischen Oass und Leila zu besingen, keine Spur mehr von Händlern, die den Söhnen aus guter Familie erotische Bilder zeigen; der Platz hat sich geleert. Er ist kein Schauplatz mehr. Er ist nur noch ein sauberer Standort für einen nutzlosen Springbrunnen. Den Bus- und Sammeltaxenbahnhof haben sie auch ans andere Ende der Stadt verlegt. Nur der Club Méditerranée ist an seinem Platz verblieben.“

Tahar Ben Jelloun: *Sohn ihres Vaters*, Berlin 1986.

„In Thüringen stehen die Sachen da, wo sie gebraucht werden. Was man nicht sieht, ist nicht da. Was man nicht braucht, gibt es nicht. Die Sachen, in denen wir gut sind, sind Sachen, die man nicht sieht. Daher werden wir unterschätzt. Kommt doch mal einer, so ruft er: ‚Wo ist das Schöne? Ich sehe nichts Schönes!‘ und geht weg. Heute ist es überall schön. Reinhard Lettau: *Zur Frage der Himmelsrichtungen*, München 1988.

Der Begriff des Denkmals ist heute ein weit-

gefaßter, und das ist gut so, weil damit das Wesentliche erfaßt werden kann: Vom gewachsenen, urbanistischen Kontext ausgehend, bis hin zur einzelnen Architektur. Schwierigkeiten ergeben sich dann, wenn der Begriff ‚Denkmal‘ eng gefaßt wird, nämlich Skulptur im öffentlichen Raum; denn hier stellt sich mit unerbittlicher Schärfe die Sinnfrage. Dann vor allem, wenn man nicht, die Geschichte im Auge, zurückblickend argumentiert, sondern aus dem heutigen Standpunkt feststellt, daß viele der Skulpturen im öffentlichen Raum zwar längst keine Denkmäler mehr sind und sein wollen, jedoch in ihrem jeweiligen Standort die Funktion solcher Denkmäler weiterhin einnehmen.<sup>1</sup>

Die radikale, verkehrsfreundliche ‚Sanierung‘ der Städte in den sechziger Jahren hat einen Kompensationseffekt heraufbeschworen, der darin besteht, durch Skulpturen und vergleichbare Einsätze Verschönerung und Beschönigung gleichermaßen zu praktizieren.

Während sich die Denkmalfreudigkeit im 19. Jh. noch in übersichtlichen, urbanistischen und architektonischen Proportionen abspielte, ist dies heute längst nicht mehr der Fall. Wo immer Skulpturen im öffentlichen Außenraum in Erscheinung treten, wirken sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, und primär unabhängig von ihrer Qualität, hilflos, wie vom Himmel gefallen, als Stolpersteine. Der Grund hierfür ist einfach:

- Das Kunstwerk kann in den meisten Fällen auf keinen räumlich und geschichtlich definierten Umraum Bezug nehmen.
- Während die Denkmal-Skulptur im 19. Jh. noch ideologischer Ausdrucksträger war, ist die inhaltliche Beliebigkeit heute an die ästhetische gebunden. Formale Kriterien treten in den Vordergrund bis hin zu Überlegungen, ob nicht ein ‚dynamischer Akzent‘ einem ‚gedrungenen‘ vorzuziehen sei.
- Ein Kunstwerk, das in seiner öffentlichen Funktion nicht wahrgenommen werden kann, degradiert sich selbst und den Betrachter. Es wird zum ‚ökologischen Störfaktor‘.

Anhand der Theorie der ‚Gebrauchsgegenstände‘ von Vilem Flusser<sup>2</sup> läßt sich diese Behauptung gut begründen. ‚Gegenstand‘ ist, so sagt Flusser, ‚was im Weg steht, dorthin geworfen wurde, (lateinisch: ‚obiectum‘, griechisch: ‚problema‘). Die Welt ist insoweit gegenständlich, objektiv, problematisch, insoweit sie hindert.

„Gebrauchsgegenstand“ ist ein Gegenstand, den man braucht und gebraucht, um andere Gegenstände aus dem Weg zu räumen. In dieser Definition ist ein Widerspruch enthalten: ein Hindernis zum Abräumen von Hindernissen? Dieser Widerspruch ist die sogenannte ‚innere Dialektik der Kultur‘ (falls man unter ‚Kultur‘ die Gesamtheit aller Gebrauchsgegenstände verstehen will).“

Flusser stellt in der Folge fest, daß Gegenstände „nicht nur objektiv, sondern auch intersubjektiv“ sind, und er fragt: „Kann ich meine Entwürfe so gestalten, damit das Kommunikative, das Intersubjektive, das Dialogische daran stärker als das Gegenständliche, das Objektive, das Problematische betont wird?“ Er gelangt damit zum Thema Verantwortung und Freiheit und folgert: „Je mehr ich beim Gestalten meines Entwurfes die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand richte (je verantwortungsloser ich gestalte), desto mehr wird mein Gegenstand meine Nachfolger behindern, und der Spielraum der Freiheit in der Kultur wird schrumpfen.“

Davon ausgehend, daß Kunst ein Gebrauchsgegenstand geistiger Natur ist, geht es jetzt darum herauszufinden, wie dieser Gebrauchsgegenstand einerseits im Museum, andererseits im öffentlichen Außenraum funktioniert. Das bedingt, daß man vom prinzipiellen Unterschied der beiden Funktionsräume ausgeht: Sagen wir es pointiert: Der eine dient der Wahrnehmung, der andere der Benutzung. Beide Funktionsräume sind geprägt durch eine völlig verschiedene Erfahrungsgeschichte. Das Museum vereint Werke, die vor allem seit diesem Jahrhundert *für* das Museum entstanden sind. Es sind Resultate einer bildnerischen Forschungsgeschichte, ohne Anspruch auf repräsentative Funktion, wie das in der öffentlichen Skulptur des 19. Jahrh. der Fall war. Das bedeutet, daß sich die Kunst dieses Jahrhunderts in ihrer Eigendynamik im Innenraum, autonom, gewissermaßen im Laboratorium entwickelt hat.

Wann immer nur der Künstler im öffentlichen Außenraum tätig wurde und weiterhin wird, verlagert er das Paradigma der künstlerischen Eigengesetzlichkeit in den Außenraum, paßt es diesem, je nach Gegebenheit, an. Das ist ein Irrtum von historischem Ausmaß. Aus dem möglicherweise dialogischen und intersubjektiven Gebrauchsgegenstand geistiger Natur (im Museum) – so Vilem Flusser –, wird ein objektiver und problematischer, „verantwortungsloser“ Gegenstand, weil er ganz auf

sich selbst gerichtet im öffentlichen Leben steht.

Wie ist es möglich, im Sinne von Vilem Flusser zu einem verantwortungsvollen, dialogischen, intersubjektiven, kommunikativen Gebrauchsgegenstand geistiger Natur im öffentlichen Raum zu gelangen? Diese Frage ist einfach zu beantworten: Man erreicht dies, indem man einen Gebrauchsgegenstand geistiger Natur mit einem solchen funktionaler Natur koppelt, oder anders ausgedrückt, indem sich beide Ebenen transparent überlagern.

Über die *Benutzbarkeit* der Kunst im öffentlichen Raum hat nicht ein Theoretiker, sondern ein Künstler nachgedacht, der 1939 in Persien geborene und dort aufgewachsene Künstler *Siab Armajani*<sup>3</sup>, Amerikaner und in Minneapolis wohnhaft, wo 1988 sein, sagen wir mal, spektakulärstes Werk entstand, die „Irene Hixon Whitney Pedestrian Bridge“, die über eine Stadtautobahn den Skulpturenpark des „Walker Art Center“ mit dem Stadtzentrum verbindet. Armajani bezeichnet sich selbst als ein „Public Artist“. Seit 1968 schuf er die Grundlagen für einen erkenntnistheoretischen Prozeß, der heute vorab in der Architektur als „Dekonstruktion“ bezeichnet wird<sup>4</sup> und im Resultat in eine Beliebigkeit ausartet, wie dies vergleichbar mit dem wegweisenden Schaffen von Rauch Venturi geschehen ist<sup>5</sup>.

Aus den theoretischen Grundsätzen von Armajani<sup>6</sup> ergeben sich folgende Positionen:

- Es ist kein Extremfall, daß ein Künstler ein Werk schafft, das gar nicht als solches, als Kunstwerk, in Erscheinung tritt. Es wird vom Betrachter nicht als ‚Kunstwerk‘ wahrgenommen, weil es in seiner integrativen Funktion Benutzbarkeit als Form und Inhalt enthält.
- Methodisch wichtig ist ein Vorgehen, das nicht das Kunstwerk voraussetzt, sondern dieses in der Folge ermöglicht bzw. ermöglichen kann. Der umgekehrte Weg hat das Fatale, daß die Suche nach dem idealen Kunstwerk – das beste der mittelmäßigen – das gesamte Umfeld in Mitleidenschaft zieht. (Bekanntlich ist das Finden die Ausnahme.)
- Gefordert ist der Künstler als Generalist. Er kann und darf nicht mehr in den Kategorien seines Stils denken, er muß jedes Mal von neuem Basisforschung betreiben, von Null an beginnen. Dieses können nur jene Künstler leisten, deren Werkverständnis in einem entsprechenden schöpferischen Dispositiv angelegt ist. Verlangt wird also nach einem (neuen) Typ von Künstler,

der, wie ich meine, nicht einfach für den öffentlichen Raum zuständig ist, sondern dessen schöpferische Methode so strukturiert ist, daß sie mehr ein- als ausschließt.

Die hier vorgetragenen Thesen und Argumente haben *programmatischen* Charakter, deshalb, weil die grundsätzliche Problematik noch viel zu wenig erkannt wurde. Natürlich gibt es zahlreiche, hervorragende Künstler, die die Benutzbarkeit der Kunst im öffentlichen Raum auf eine ganz andere Art und Weise interpretieren als dies ein Pionier wie Siah Armajani tut.

Ich möchte dies am Beispiel zweier gegensätzlicher Positionen klarmachen:

### Lothar Baumgarten

- Hoch oben am Turm von St. Lamberti in Münster i. W. befinden sich drei mannshohe Käfige, in denen 1535 die von der Folter verstümmelten Leichen der drei Anführer der Wiedertäufer öffentlich zur Schau gestellt wurden. Anlässlich der Ausstellung *Skulptur Projekte 1987* hat der Künstler in die Käfige je ein Licht plaziert. Seine Arbeit nennt er *Drei Irrlichter*, die jeweils bei Einbruch der Dunkelheit sichtbar werden. Der Mechanismus ist so konstruiert, daß die Lichter jeweils für eine gewisse Zeit aufscheinen, um dann wieder zu verlöschen. Baumgarten geht von einer präzisen historischen Situation aus<sup>7</sup>, welche die Stadt Münster nachhaltig geprägt hat. Er vergegenwärtigt ein Ereignis und macht es wieder für jedermann erzählbar. Er aktiviert das kollektive Gedächtnis nicht nur hinsichtlich eines bestimmten Ereignisses, sondern auch im Hinblick auf die damit verbundenen, aus ideologischen Gründen verübten Greuelthaten, schafft damit auch eine Verbindung zum Nazi-Terror<sup>8</sup> in der im Zweiten Weltkrieg völlig zerstörten Stadt.

### Richard Serra

- Auf der Federal Plaza vor dem Civic Center im Süden von Manhattan (Kreuzung Worth und Lafayette Street) steht seit 1981 *Tilted Arc*, ein langgezogenes Kreissegment aus Cor-Ten-Stahl, 36,58 Meter lang und 3,66 Meter hoch<sup>9</sup>. Ein Werk von vollendeter Schönheit, das einen Platz auf einem Platz schafft und diesen von einem konfusen weiteren Umfeld abgrenzt. Die Boden-

zeichnung auf dem Federal Plaza läuft in breiten Kreissegmenten auf einen kreisrunden Brunnen zu, der nie in Funktion genommen wurde, weil der Wasserstrahl an der äußerst windigen Kreuzung vom ersten Tag an die Passanten belästigte. Serra ist ein Bildhauer, dessen Arbeiten stets ortsbezogen („site specific“) entstehen, das heißt, sie funktionieren prinzipiell nur an dem Ort, für den sie entstanden sind. Serras räumlicher Instinkt ist ungewöhnlich, seine Eingriffe sind messerscharf, monumental und diskret zugleich.

### Braucht es überhaupt Kunst im öffentlichen Raum?

Im Sinne einer *abschließenden Bemerkung* möchte ich auf diese Frage eingehen:

- Kunst im öffentlichen Raum kann sicherlich nicht die von Alexander Mitscherlich 1969 prophetisch formulierte „Unwirtlichkeit der Städte“ in ihre heute vielfach postulierte Wohnlichkeit umkehren.
- In ihrer traditionellen Handhabung wirkt Kunst im öffentlichen Raum für den Stadtbewohner immer noch, und mit Recht, als etwas ‚Überflüssiges‘, wobei Tradition die gängige Methode der Verschönerung und nicht das *charismatische Erscheinungsbild* betrifft.
- Die gängige Methode, Kunst im öffentlichen Raum als Verschönerungs-Praxis vorzuführen, hat immer wieder zur *Beschädigung und zur Zerstörung* von Kunstwerken geführt. Das ist meine, möglicherweise allzu einfache, Verkettungsinterpretation von Ursache und Wirkung. Es gibt blinde, aber auch gezielte Zerstörungswut, sowie es kopflose und phantasievolle Graffiti-Kunst in unseren Städten gibt. Gegen blinden und kopflosen Vandalismus sind wir ohnehin hilflos, insofern öffentliche Einrichtungen, ob lädierte Telefonkabinen, parkende Autos oder Kunstwerke sich als ein soziologisches ‚Klagemauer‘-Phänomen der Großstadtmisere darstellen.
- Kunst im öffentlichen Raum dient der ökologischen Wahrnehmung, wenn wir diese Bezeichnung nur weit genug fassen. So konträre Positionen, wie sie Siah Armajani, Baumgarten und Serra beispielhaft verkörpern, haben den gemeinsamen Fokus, dem Betrachter über die

ästhetische Wahrnehmung von Werk und Raum (nicht: Werk im Raum) ein Erlebnis zu vermitteln, das ihn unmittelbar emotional und geistig einbezieht, am Ort, und durch den Ort, nicht fiktiv und repräsentativ, sondern real.

- Bewußt auf einen künstlerischen Eingriff zu verzichten, gehört mit zu den Entscheidungen im Bereich der Kunst im öffentlichen Raum.
- Schließlich: In den Bereich „Kunst im öffentlichen Raum“ gehört allgemein bei der Gestaltung des öffentlichen Raumes die kompetente Sorgfaltspflicht. So hat zum Beispiel Basel, als erste Schweizer Stadt, die Schaffung neuer Straßenbahn-Unterstände einem Architektenteam übertragen, das die Aufgabe souverän und diskret erfüllt hat.

#### Literatur:

<sup>1</sup> Jean-Christophe Ammann, *Kunst im öffentlichen Raum*, in: *Parkett* (Zürich) Nr. 2, 1984, S. 6–35.

- <sup>2</sup> Referat gehalten anlässlich der Ulmer Tagung über „Gestaltung und neue Wirklichkeit“, abgedruckt in: *Baseler Zeitung*, 8. September 1988, Nr. 211.
- <sup>3</sup> Siehe sowohl den Katalog des erstmals in Europa gezeigten Werkes von Armanjani in der Kunsthalle Basel und Stedelijk Museum Amsterdam 1987, als auch die Studie von Hans Ulrich Reck über Armanjani, *Nichtstil. Konstruktion*, in: *Kunstform International*, Bd. 99, März/April 1989, S. 180–199.
- <sup>4</sup> Der Begriff stammt aus dem Poststrukturalismus französischer Prägung.
- <sup>5</sup> Venturi/Scott Brown/Izenour, *Lernen von Las Vegas, zur Ikonographie und Architektursymbolik in der Geschäftsstadt* (Braunschweig 1979 [MIT, 1878]).
- <sup>6</sup> In: Jean-Christophe Ammann, *Siah Armanjani*, in: *Skulptur Projekte Münster* (Katalog), Köln 1987, S. 33–34.
- <sup>7</sup> Lothar Baumgarten, *Das gestürzte Kreuz/Drei Irrlichter*, in: *Skulptur Projekte Münster* (Katalog), a. a. O., S. 46–48.
- <sup>8</sup> Rebecca Horn hat für die gleiche Ausstellung den im Zweiten Weltkrieg als Folter- und Hinrichtungsstätte verwendeten Zwinger aus dem 16. Jh. mit einer unerhört eindrücklichen Arbeit und gegen viele Widerstände von Seiten der Stadt erstmals wieder erschlossen. *Skulptur Projekte Münster* (Katalog), a. a. O., S. 133–136.
- <sup>9</sup> Richard Serra, *Katalog Westfälisches Landesmuseum Münster/Städtische Galerie im Lembachhaus München/Kunsthalle Basel 1987/88*, 6 Abbm. unter Kat. Nr. 94.

## „Kunst im öffentlichen Raum im Saarland“ Ein Forschungsprojekt der Hochschule für Bildende Künste Saar

Noch heute, 1990, berichten alle guten Reiseführer, die den Fremden durch Venedig begleiten, eine besondere Begebenheit: Der mächtige Söldnerführer Colleoni verlangte vom Rat der Republik Venedig, daß dieser ihm zum Dank für seine kriegerischen Leistungen ein Denkmal auf dem zentralen Platz Venedigs, der Piazza San Marco, errichten solle.

Mit untrüglichem Gespür für die Bedeutung dieses Platzes, für die von ihm ausgehende Wirkung als Zentralpunkt der Republik, für die Möglichkeit der Identifikation jedes Bürgers mit seinem Staat, wurde das Begehren zurückgewiesen<sup>1</sup>.

Dieser freie, unbelegte Platz – von Napoleon sinngemäß als „die gute Stube Europas“ bezeichnet – sollte nicht mit einem Ereignis, einer einmaligen Leistung oder einer Persönlichkeit identifiziert werden<sup>2</sup>.

Die Piazza San Marco ist bis auf den heutigen Tag ein „öffentlicher“ Raum geblieben, „offen“ für die Venezianer, die Besucher und die Passanten.

Das Gegenteil von dem, was die Venezianer des 15. Jahrhunderts mit sicherem Instinkt vermieden haben, läßt sich heute allenthalben beobachten: Beflügelt vom horror vacui wird mit beängstigender Konsequenz versucht, offene, öffentliche Räume tatsächlich in gute Stuben zu verwandeln.

Wie diese im häuslichen Bereich in konsequenter Einfachheit möbliert werden (Sitzgruppe, Beistelltische, Stollenwand, neuerdings für Video-Cassetten-Bücher und Fernseher, nicht zu vergessen die obligatorische Zimmerpflanze, lange Zeit Gummibaum), füllt sich „öffentlicher Raum“, sofern er sich in Ansätzen artikuliert, in Windeseile mit Sitzgruppen, Blumenkübeln etc. – die Stadtplaner sprechen offen von „Stadt möblierung“.

Das kleinbürgerliche Wohnempfinden besetzt sozusagen – unterstützt durch spießige Stadtplanung – den öffentlichen Raum. Die Zauberworte lauten: Schön, schöner, am schönsten. Es ist zu beobachten, daß sich, wie zu allen Zeiten, die Bildende Kunst auch heute den scheinbaren Massenbedürfnissen

nissen anpaßt: Zu den Blumenkübeln gesellen sich die „Röhrenden Hirsche“ des 20. Jahrhunderts an den letzten noch freien Wänden von Häusern, die selbst den Werbestrategen keine Rendite mehr versprechen. Der von innen erleuchtete Springbrunnen findet sich in trostlosen Ecken von Fußgängerzonen als „Bürgerbrunnen“, – täglich reichlich mit Kleinmüll versorgt, seelenlos, eine verschmutzte, dunkelgrüne Brühe umwälzend – automatisch natürlich – und als Gipfel der gestalterischen Gedankenlosigkeit die hehren Figuren der deutschen Märchenwelt – möglichst originalgroß, wirklichkeitsgetreu und aus edler Bronze.

Mit der „Möblierung“ ist dem öffentlichen Raum ein Teil seiner Autorität geraubt worden, aufgestellte Kunstobjekte sind zu kosmetischen Handlungen der dafür Verantwortlichen degeneriert, das Hauptziel ist die sogenannte Verschönerung: sicher, pflegeleicht, ohne jeden Anspruch auf Auseinandersetzung oder gesellschaftliche Identifikation.

Einigkeit besteht seit Jahren bei allen, die sich dem Problem genähert haben, einzig und allein darüber, daß trotz der großen Anstrengung, die sowohl die beteiligten Künstler als auch die Öffentlichkeit gemacht haben, trotz einer relativ großen Anzahl von gelungenen Lösungsvorschlägen und Einzelobjekten, die gesamte Lage unübersichtlich, unbefriedigend und den angestrebten Zielen nicht angemessen ist.

Insbesondere scheint mir beunruhigend, daß sich auch für die Zukunft kein von allen Beteiligten annehmbares Modell für die weitere Entwicklung anbietet. Deshalb möchte ich einige der wesentlichen Fragestellungen hier erörtern:

### **Was ist unter Kunst im öffentlichen Raum zu verstehen?**

Gemeint sind im allgemeinen alle Kunstwerke, die in und an Gebäuden (Kunst am Bau), aber auch in Straßen, auf Plätzen, in Parks und neuerdings auch einfach in der Landschaft aufgestellt und aufgerichtet sind, die sich in öffentlicher (oder der öffentlichen vergleichbaren) Verwaltung befinden und jederzeit für jedermann frei zugänglich sind.

Gemeint sind im besonderen aber auch die in einem bestimmten Zeitrahmen öffentlich im Freien (wie oben beschrieben) ablaufende Kunstaktionen, wie z. B. die weltweit bekannten „Verpackungen“

von Christo, aber auch zeitlich begrenzte „Ausstellungen“ in Parks oder Stadtquartieren.

Bereitet schon diese rein sachlich eingrenzende Festlegung Probleme (denn nicht immer sind die Grenzen klar abzustecken), so wird es noch schwieriger, wenn man die Besonderheit dieser Kunstwerke und ihren Anspruch definieren will.

Im allgemeinen genießt das Kunstobjekt den Schutz der Intimität, entweder des privaten oder des musealen Bereichs. Das Kunstobjekt im öffentlichen Bereich genießt diesen Schutz nur eingeschränkt – und dies sowohl materiell als auch geistig gesehen: es läuft Gefahr, Opfer von Vandalismus zu werden – und es kann in eine Diskussion hineingezogen werden, die seiner Qualität nicht angemessen ist (für beides gibt es unzählige Beispiele)<sup>3</sup>.

Demzufolge unterscheidet es sich fast immer von dem des „privaten Bereichs“: es ist von Material und Größe (Monumentalität) her bestimmt, es erhebt den Anspruch auf exemplarische Bedeutung und es verlangt eine besondere Qualitätskontrolle, die den besonderen Rezeptionsbedingungen entspricht.

### **Wie steht der Bildende Künstler (Produzent) zu der üblichen Praxis im Bereich Kunst im öffentlichen Raum?**

Spätestens seit dem Verlust der Einheit der Bildenden Künste ist für eine große Anzahl von Künstlern der sogenannte öffentliche Auftrag eine Übung, die sie häufig in Konflikte stürzt.

Solange alle Künste Teil einer großen Gesamtkonzeption waren, war auch gleichzeitig alle Kunst „öffentliche“ Kunst.

In der Regel jedoch arbeitet heute der Künstler „privat“, sozusagen an einer Aufgabe, die er sich selbst stellt, und zu deren Lösung er selbst seine Mittel bestimmt.

Selten decken sich Problemstellung, Kenntnis und Erfahrung des Künstlers mit den Anforderungen, die bei einem Auftrag (früher die Regel, heute die Ausnahme) an ihn gestellt werden.

### **Gibt es einen Planungszusammenhang zwischen Architektur (Stadt- oder Landschaftsplanung) und Kunstobjekt im öffentlichen Raum?**

Eine der Hauptklagen, die immer wieder von den am Prozeß Beteiligten geführt werden (be-

sonders von den Künstlern), ist der Mangel an gemeinsamer Planung und Konzeption. Damit ist im Grunde schon bestätigt, daß der Planungszusammenhang meistens oder oft nicht gegeben ist.

Häufig – in vielen Fällen auch nachträglich noch beleg- und nachvollziehbar – besteht eine der Hauptforderungen an den Künstler darin, eine mißlungene planerische Lösung zu heilen.

Der Künstler steht in der Entscheidungskette „Auftraggeber–Planer–Künstler“ immer am Ende und ist hoffnungslos überfordert.

Auch hier wirkt sich die Isolierung der Künste seit dem Ende des Mittelalters noch aus – bis hin zur sozialen Bewertung der Stellung des Künstlers.

### **Gibt es eine Wechselbeziehung zwischen dem Kunstobjekt und dem öffentlichen Raum?**

Bei der Errichtung eines Kunstobjektes im öffentlichen Raum geht man wohl allgemein davon aus, daß das Objekt den ausgewählten Raum, seine unmittelbare Umgebung beeinflussen soll. Alle Beteiligten, der Auftraggeber in seiner Ausschreibung und der Künstler bei seiner Objektbeschreibung, beziehen diesen Grundgedanken in die Überlegungen mit ein: also Ausstrahlung auf den Ort und Einbeziehung des Ortes.

Selten wird dem ausgesuchten Ort zugebilligt, Einfluß auf das Kunstobjekt auszuüben, es in seiner Struktur zu bedingen, oder gar seine Existenz und die Kontinuität seiner Existenz zu beeinflussen, eventuell zu verändern oder gar gänzlich in Frage zu stellen.

In dieser Frage scheinen die Ansätze für Überlegungen zu liegen, Kunstobjekte im öffentlichen Raum z. B. bewußt auf Zeit zu errichten, um sich die Möglichkeit offen zu halten, Experimente in dieser Richtung zu sammeln.

Mit diesem Schritt könnte der von mir mehrfach angesprochene *offene* Raum in den Mittelpunkt des Interesses rücken.

### **Ziele des Forschungsprojektes**

Auf der Grundlage der bis hierhin ausgeführten Erwägungen haben wir ein Forschungsprojekt begonnen, das seit 1987 läuft.

„Kunst im öffentlichen Bereich im Saarland“ schien uns insofern ein geeignetes Untersuchungsfeld, als zum einen seit 1945 das Saarland kontinuier-

lich zu einer politischen und vor allem aber kulturellen Einheit zusammengewachsen ist, und zum anderen im Rahmen einer immer noch andauernden regen Bautätigkeit eine große Anzahl von Versuchen unternommen worden sind, ein neues Lebensgefühl zu entwickeln. Erinnert sei hier vorab nur an die Steinbildhauersymposien.

Ziel der Untersuchung ist es, das Problem umfassend in einem Rahmen zu untersuchen, der sich als kulturell zusammenhängende Einheit anbietet, um von dem zu erwartenden exemplarischen Ergebnis entsprechende Rückschlüsse auf das Gesamtproblem zu ziehen.

Unter „Kunst im öffentlichen Raum“ im Saarland verstehen wir Kunstobjekte in öffentlich zugänglichen Gebäuden, wie z. B. in Foyers, Treppenhäusern, Sälen, Schalterhallen, Bibliotheken, Versicherungsgebäuden und Banken, aber auch Objekte auf Straßen, Plätzen, Parks und in der Landschaft.

Grundlage der Untersuchung ist zunächst eine möglichst lückenlose Inventarisierung aller erhaltenen, uns bekannt gewordenen Objekte: das Objekt ist umfangreich fotografisch dokumentiert und mit den nötigen Daten (Künstler, Entstehungsjahr, Standort, Vergabeart, Zustand) versehen worden. Darüberhinaus wurden die im Saarland ansässigen Künstler zu dieser Thematik befragt.

Das Ergebnis soll in einem Forschungsbericht veröffentlicht werden und das gewonnene Archivmaterial in ein zu gründendes Museum für Moderne Kunst übergehen.

Hauptziel der Untersuchung ist es, eine Antwort auf die folgenden Fragestellungen zu finden:

- 1) Was ist unter Kunst im öffentlichen Raum zu verstehen?
- 2) Welcher Begriff von Kunst wird dabei zu Grunde gelegt?
- 3) Welche Vorstellung verbirgt sich hinter der Formulierung „im öffentlichen Raum“?
- 4) Wie steht der Künstler (Produzent) zu der Aufgabe heute?
- 5) Wie groß ist die Aufnahmebereitschaft (Akzeptanz) der Öffentlichkeit (Rezipient) in diesem Falle in Bezug auf das Kunstwerk im öffentlichen Raum?
- 6) Gibt es einen Planungszusammenhang zwischen Architektur (Stadt- oder Landschaftsplanung) und Kunstobjekt im öffentlichen Raum?
- 7) Welche Absichten werden damit verfolgt, Kunst

im öffentlichen Raum zu produzieren/Auftraggeber/Vergabepraxis?

- 8) Seit wann gibt es Kunst im öffentlichen Raum und wie ist die historische Entwicklung verlaufen?
- 9) Unterscheiden sich Kunstwerke des „Öffentlichen Raumes“ von denen im „Privaten Raum“?
- 10) Gibt es Wechselbeziehungen zwischen dem Kunstwerk und dem öffentlichen Raum?

Wir hoffen damit gleichzeitig, die Diskussion zu dem aktuellen Problem auch im Saarland in Gang

zu bringen und zur Erarbeitung einer neuen Gesamtkonzeption beizutragen.

**JoENZWEILER**

#### Literatur:

- 1 vgl. – Ilse Dahl: *Das Barocke Reitermonument, Düsseldorf 1935, S. 15*  
vgl. – Hans Mackowsky: *Verrocchio, Bielefeld/Leipzig 1901, S. 72*
- 2 *Alle anderen Plätze, außer der Piazza und der Piazzetta San Marco bezeichnen die Venezianer als „Campo“*
- 3 s. u. a. Rudolf Fisch, *Vandalismus im öffentlichen Raum. in: Unerwünschte Monumente. Moderne Kunst im Stadtraum. Herausgegeben von Walter Grasskamp. München 1989, S. 29 ff.*

## Norbert Radermacher – Paul Schneider Kunst im öffentlichen Raum in Saarbrücken

Um das theoretische Raster des Problemfeldes „Kunst im öffentlichen Raum“ auf seine praktische Umsetzung hin zu untersuchen und ggf. (Teil-)Antworten auf die Fragen zu finden, sollen einzelne Kunstwerke (Werkgruppen) im öffentlichen Raum einer Analyse unterzogen werden, die zum Teil bewußt subjektiv gehalten ist. Sie soll die Äußerungen des Künstlers sowie der Rezipienten miteinbeziehen, dabei aber die künstlerische Qualität des Kunstwerks selbst nur am Rande berücksichtigen bzw. sich einer Beurteilung weitgehend enthalten.

In loser Folge sollen je zwei Einzelanalysen als Ergebnisse des oben vorgestellten Forschungsprojektes veröffentlicht werden.

Diese Art der Veröffentlichung wurde gewählt, um schon durch die bewußte Willkür in der Auswahl und in der Beschränkung auf jeweils zwei exemplarische Objekte auf einen wesentlichen Punkt aufmerksam zu machen: die offensichtliche Konzeptlosigkeit im Umgang mit

dem Problem Kunst im öffentlichen Bereich. Dabei bezieht sich ‚Konzeptlosigkeit‘ keineswegs auf das einzelne Kunstwerk (bzw. Werkgruppe) an sich, sondern meint, daß es an einem theoretischen Fundament, d. h. einer breiten Verständigung über Zusammenhänge, Bezüge und Wechselwirkungen von Kunstwerk, menschlichem Lebensraum und gesellschaftlichen Bedingungen mangelt. Im Einzelfall mag zwar durchaus ein Konzept von seiten des Künstlers oder eine gewisse Vorstellung auf seiten der Planer bzw. Auftraggeber bestehen, aber insgesamt ist ein ‚Pluralismus der Konzeptionen‘ entstanden. Dieser hat einen undurchdachten Wildwuchs in der ‚Ausstattung‘ des menschlichen Lebensraumes (Stadt und Kulturlandschaft) provoziert, der sich mehr und mehr davon entfernte, nach der ‚ästhetischen Ökologie‘ des menschlichen Lebensraumes zu fragen.

Die Einzelanalysen von „Kunst im öffentlichen Raum“ wollen auch Denkanstöße geben, darüber nachzudenken, wieviel

‚Kunst‘ von welcher Art der „öffentliche Raum“ verträgt, ohne daß es zu einer „ästhetischen Umweltverschmutzung“ kommt.

Für die erste Folge der Einzelanalysen wurden zwei Objekte bzw. Objektgruppen ausgewählt, die von ganz unterschiedlichen Situationen ausgehen und grundsätzliche Rahmen aufzeigen, in denen Kunst im öffentlichen Raum stattfindet:

- für die Möglichkeit, Kunstwerke in vorgegebene, fest terminierte architektonische und städtebauliche Kontexte als einzelnes Objekt einzubringen, stehen drei Objekte Norbert Radermachers in Saarbrücken
- Brunnen und Platzgestaltung von Paul Schneider vor der Oberpostdirektion in Saarbrücken zeigen die Möglichkeit, einen öffentlichen (Teil-)Raum unter Einbeziehung eines Einzelkunstwerks zu gestalten, wobei auch Wünsche des Auftraggebers (bzgl. der Nutzbarkeit) berücksichtigt werden mußten.

### Norbert Radermacher: „Drei Stücke in Saarbrücken“

1987 installierte Radermacher drei „situationsbezogene“ Skulpturen in der Saarbrücker Innenstadt: „Der Schild“ am Zufahrtsturm des Karstadt-Parkhauses; „Der Deckel“, in einem als Blumenkübel vorgesehenen Betonrohr in der Nauwieserstraße (inzwischen im Zuge der Straßenumgestaltung wieder vom Ort entfernt); „Die Vase“ an der Wand eines öffentlich zugänglichen Lichthofes im Saarcenter.

„Der Deckel“ ist eine kreisrunde Granitplatte, die ein liegendes Betonrohrsegment abschließt; in die Platte hat Radermacher ein T-förmiges Zeichen eingetieft.

„Der Schild“ ist ebenfalls eine kreisrunde Scheibe, die der Künstler mit einer Metallhalterung, um 90° zur Achse des Turmzylinders gedreht, an der Zufahrtsspindel des Parkhauses montierte.

„Die Vase“, ein steinernes Gefäß, das in etwa die Form des antiken Lekythos (unter Verzicht auf den Henkel) aufnimmt, findet ihren Platz auf einer einfachen keilförmigen Konsole, in einer Höhe von etwa vier Metern über den Schaufenstern eines leerstehenden Ladenlokals, an der sonst ungliederten Wand des Lichthofes im Saarcenter.

Während „Deckel“ und „Schild“ Grundformen ihrer Umgebung aufnehmen („Deckel“: Durchmesser des Betonrohrs; T-förmige Vertiefung: Parkplatzmarkierung am Straßenrand; „Schild“: die geometrische Grundform des Turmzylinders) zeigt die „Vase“ keine offensicht-

lichen Formbezüge zu ihrer nächsten Umgebung.

Sowohl aus der Presseberichterstattung anlässlich der Installation der Objekte wie aus den Äußerungen Radermachers lassen sich die Konzeption des Künstlers und erste Rezeptionsversuche entnehmen.

Bereits seit 1980 installiert Radermacher in Städten der Bundesrepublik situationsbezogene Skulpturen. Auf Einladung der Stadtgalerie Saarbrücken wählte er 1987 drei Stellen in der Saarbrücker Innenstadt für seine Objekte aus.

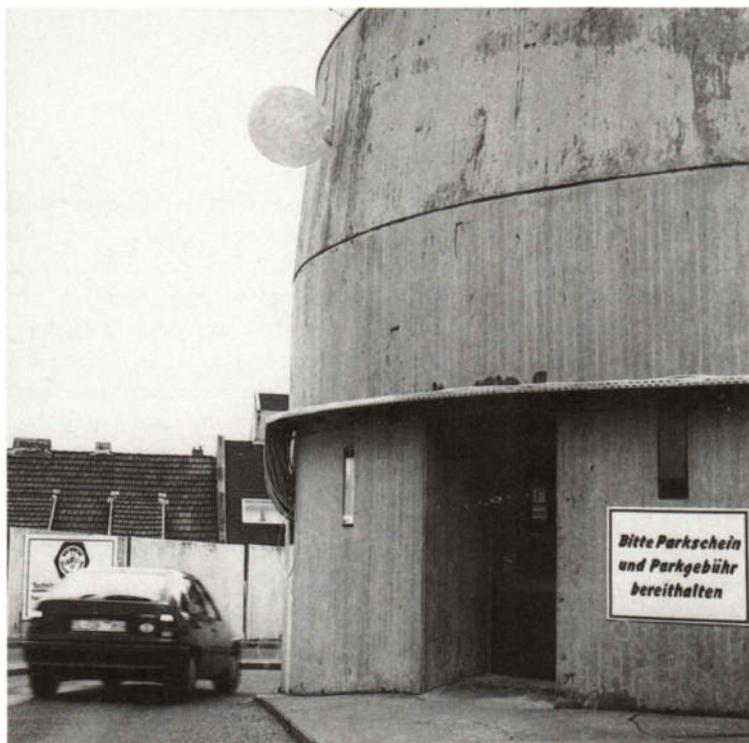
In einem Gespräch mit dem Leiter der Stadtgalerie, Bernd Schulz, äußerte sich Radermacher über diese Arbeiten (s.: „Norbert Radermacher – Saarbrücken 1987“. Herausgeber Stadtgalerie Saarbrücken. Saarbrücken o. J., ohne Seitenzählung). Er stellt zunächst den Ortsbezug in den Vordergrund, bei dem das Kunstobjekt nicht als etwas mit der Aura des Besonderen versehenes wahrgenommen werden soll. Radermacher sucht Orte, die jener „Aura des Besonderen“ entgegenstehen, Orte, an denen man „einen Haufen Müll statt Kunst“ erwartet.

Er läßt einen städtischen Umraum auf sich wirken, um den Ort für seine Objekte zu finden. Der Vorgang des „Entstehens“ seiner Objekte beginnt für Radermacher mit der Erkenntnis des Ortes und dessen, was subjektiv an diesem Ort fehlt. Mit Erscheinen des „Fehlenden“ wird der Ort für Radermacher in einer vorher nicht absehbaren Weise verändert. Andererseits soll die so entstandene Situation auch für andere Benutzer des Ortes sinnlich wahrnehmbar werden.

Auf den möglichen Vorwurf, er drücke „den Leuten da auch etwas aufs Auge, das vorher nicht diskutiert wurde“, antwortet Radermacher, er betrachte die Stadt, den öffentlichen Raum, als seinen Lebensraum, in dem ohne seine Mitsprache ständig Veränderungen erfolgten, und den er selbst auch verändern dürfe – ohne mit Massivität und „Ewigkeitsanspruch“ zu stark einzugreifen. Letztendlich lehnt er auch den Vermittler zwischen Kunstwerk und Betrachter ab, da der Sache der „schönste Moment der Entdeckung“ geraubt würde. Als nicht geplanten, aber nicht unwillkommenen Effekt der „Kleinheit“ seiner Objekte sieht Radermacher, daß auch andere Dinge an anderen Orten, die sich zufällig zusammenfinden und nicht von ihm installiert wurden, für „dieses Besondere“ genommen werden. Keineswegs erhebt Radermacher den Anspruch, daß die Objekte, die er installiert, selbst oder als Veränderungen des Ortes von anderen Betrachtern wahrgenommen werden müssen oder sollen.

Liest man das Presseecho zu den Saarbrücker Installationen als die einzigen festgehaltenen Äußerungen zur Rezeption der Skulpturen, so zeigt sich in einem ersten Artikel der *Saarbrücker Zeitung* vom 15. 10. 1987, daß nur die in der genannten Veröffentlichung zur Installation enthaltenen Aussagen Radermachers und Bernd Schulz' referiert wurden. Lediglich die Bezeichnung der Orte von Radermachers Objekten als „zentrale Stellen“ zeigt eigene Rezeption, zugleich aber auch ein gewisses Mißverstehen. Ein umfangreicher Bericht in der *Saarbrücker*

## Norbert Radermacher: Der Deckel



Anspruch, daß seine Objekte von allen gesehen werden müßten. Seine Objekte werden in diesem Presseartikel zu „instinktsicher hinterlassenen Störfällen“ – und werden damit doch wieder zum Besonderen, hier zur ästhetisch-moralischen Mahnung, erhoben; ein Anspruch, den der Künstler ebenfalls nicht mit seinen Arbeiten verbindet!

Es bleibt die Frage, wieviel gestalterische Kraft, die über die subjektive Empfindung ihres Schöpfers hinausgeht, Radermachers Skulpturen haben? „Der Deckel“ etwa war nur in der unmittelbaren Nähe des Betonringes, in dem er saß, wahrnehmbar, da der Betonring selbst sich auch mit „Deckel“ aus einiger Entfernung nicht von seinen Nachbarn unterschied. „Der Schild“ hat in seiner Form den Charakter eines erwarteten Funktionselementes

Zeitung vom 17./18. 10. 1987 beschreibt die Orte als „anstößige Stellen“ (wobei kaum anzunehmen ist, daß „anstößig“ nicht pejorativ gemeint ist). Das Betonrohr, wie das Parkhaus werden als „häßlich“ und „brutal“ qualifiziert und somit als „passende“ Orte für „Radermachers künstlerische Verweise auf städtische Situationen“, als „dezent Widerhaken im genormten Stadtbild“ gewertet. Radermachers Objekte werden damit zum ästhetisch-moralischen Zeigefinger gemacht, wobei dies in des Künstlers eigener Konzeption kaum zu erkennen ist. Zusätzlich werden bequeme Assoziationsmöglichkeiten angeboten: „Der Schild“ = „ironisiertes Wehr-Zeichen einer Trutzburg“ – um nur dieses Beispiel zu nennen – was denn ebenso kopflastig wirkt, wie der Vergleich der „Vase“ mit einer Hausmadonna der Gotik oder Renaissance, den Bernd Schulz im Katalog zieht. Es folgt im genannten Pressebericht eine gewisse Disqualifizierung derjenigen, die Radermachers Objekte

nicht wahrnehmen, weil ihr „Auge nur auf Reklamehöhe fixiert ist“ (das wären alle diejenigen, die nicht ständig mit dem Kopf im Nacken den Blick nach oben richten . . .). Dabei erhebt Radermacher selbst nicht den

## Norbert Radermacher: Der Schild



(Hinweisschild) und paßt sich da her seiner Umgebung, der Zufahrtsrampe eines Parkhauses, an. Lediglich „Die Vase“ bewirkt an der, bis auf eine Laterne, leeren Wand einen Anklang von Veränderungen – was durch die Regenwasserspuren, die, provoziert durch die Konsole unter der „Vase“, die Wand optisch strukturieren, noch verstärkt wird.

Die Aufnahmebereitschaft (Akzeptanz) der Öffentlichkeit (Rezipient) ist nicht feststellbar, da die gestalterische Kraft der Objekte Radermachers, die ja zunächst nur Appendizes ihrer Umgebung sind, offenbar so gering ist, daß allenfalls eine kleine Irritation in Form einer Verschiebung der Stimmungsnuancen eintritt. Provozierend formuliert: unbeschadet des hier nicht in Rede stehenden ästhetischen Wertes von Radermachers Arbeiten an sich, sind die „Drei Stücke für Saarbrücken“ letztlich doch Möblierungen der Stadtlandschaft, entstanden aus der Subjektivität der individuellen Gestimmtheit des Künstlers, ohne Anspruch auf Rezipierbarkeit und gestalterische Veränderung. Und eine weitere provokante Frage: wie sähe der öffentliche Raum aus, wenn jeder das, was ihm in der Stadtlandschaft zu fehlen scheint, aufstellen könnte, selbst wenn er dies subjektiv (ästhetisch) begründete...? Modell für die Zukunft...?

### **Paul Schneider: Brunnen und Vorplatzgestaltung OPD Saarbrücken**

Ebenfalls 1987 ließ die Oberpostdirektion Saarbrücken Vorplatz und einen Teil Fassade ihres Dienstgebäudes in der Klausener-

straße umgestalten. Die Klausenerstraße, eine relativ ruhige Nebenstraße der St. Johanner Straße, wurde im Zuge der städtebaulichen Neugestaltung durch den Bau des Autobahnzubringers Westspange einerseits zur Sackgasse, andererseits optisch weiter zur St. Johanner Straße geöffnet.

Der Hauptflügel des Dienstgebäudes der OPD, ein gut proportionierter Klinkerbau aus dem Jahre 1954, zieht sich – etwas abgerückt – parallel zur Klausenerstraße, ein kurzer Seitenflügel an seiner linken Seite stößt im rechten Winkel auf die Straße. Durch die Lage am Ende einer Sackgasse und die Erweiterung des Vorplatzes auf die nun verkehrsberuhigte Fahrbahn, ergibt sich eine Platzsituation, die vor der städtebaulichen Veränderung nicht erkennbar war.

Schneider mußte in seiner Platzgestaltung von der neuen Situation eines repräsentativen Verwaltungsbaus mit betontem Haupteingang und Vorplatz ausgehen. Die mittleren fünf Fensterachsen des Hauptbaues werden durch eine Metallverkleidung betont, das Podest der breiten Freitreppe vor dem Eingang trägt eine Überdachung aus Me-

tall und Plexiglas. Die Freitreppe (mit Zwischenpodest) aus hellgrauem Granit erweitert sich zu einer gepflasterten Freifläche, in deren Zentrum Schneider seinen Brunnen (Quellstein), ebenfalls aus hellgrauem Granit, plaziert. Der Quellstein, aus einem fast quadratischen Monolith geschlagen, mit grob behauenen Seitenflächen, gipfelt in einer unregelmäßigen Terrassenpyramide, von deren Spitze Wasser in die niedrige Vertiefung fließt, die die übrige Oberfläche des Quellsteins einnimmt. Die Terrassenpyramide nimmt dabei als Idee die Treppe vor dem Haupteingang auf.

Die Freifläche pflasterte Schneider mit quadratischen Basalt- und Granitsteinen. Eine Einfassung aus Klinkersteinen, die vom Gehweg bis zum Beginn der Treppe stufig zurückspringt, rahmt den gepflasterten Freiplatz ein. Beiderseits vom überdachten Podest schwingen sich Rampen aus Klinkerplatten in weiter Kurve über die ganze Länge des Baues zum Gehweg, der z. T. mit einer roten Steinpflasterung optisch die Rampen fortsetzt. Die Böschung zwischen den Rampen und dem gepflasterten Freiplatz

### **Paul Schneider: Brunnen ...**





### ... Vorplatzgestaltung

wurde begrünt, die Plazierung von größeren Bäumen wiederholt die Rücksprünge der Klinikerrahmung des Freiplatzes. Die Fahrbahn der Klausenerstraße ist durch ihre Farbigkeit – rote Klinkersteine, graue Gehwegpflasterung – mit in die Platzanlage einbezogen.

Es ergeben sich also eine Vielzahl von (platz-)räumlichen Bezügen in der Gestaltung des „öffentlichen Raumes“ vor dem Gebäude der OPD, woran auch die (etwas zu aufdringliche) Farbigkeit der Metallverkleidung beteiligt ist.

Kern der Platzanlage ist der Quellstein von Paul Schneider, der in einem mannigfaltigen Spannungsverhältnis zu Platzanlage und Bauwerk steht. Durch Material- und Formenparallelen deuten sich Raumachsen an, die den Platz auf das Verwaltungsgelände beziehen, ohne damit eine zwingende ‚Sogwirkung‘ zu erzielen, die den öffentlichen (Straßen-)Raum zu stark beeinträchtigen würde.

Auch in diesem Beispiel soll nun keineswegs der künstlerische Wert der Brunnenskulptur selbst diskutiert werden, sondern lediglich der Aspekt von „Kunst im öffentlichen Raum“.

Auch hier wurde das zentrale Kunstobjekt, der Brunnen (Quellstein), erst nachträglich in ein architektonisches und städtebauliches Umfeld eingebracht. Die nicht allzu günstigen Bedingungen verstand Schneider zu einem durchdachten Bezugssystem umzudeuten, wobei das Kunstobjekt (Quellstein) in Plazierung, Form und Farbe zum zentralen Dreh- und Angelpunkt wurde, ohne sich stark in den Vordergrund zu drängen oder zur bloßen ‚kosmetischen‘ Zutat zu werden.

### Vergleich

Identitäten und Unterschiede zwischen den beiden vorgestellten Beispielen sind evident: sowohl die Skulpturen Norbert

Radermachers wie auch Paul Schneiders Platzgestaltung und Quellstein sind situationsbezogen. Während Schneiders Arbeit aus den Vorgaben einer klar terminierten Aufgabe (mit Wünschen eines Auftraggebers) entwickelt wurde, d. h. unter fixierten Bedingungen eine Form entwickelte, die dennoch Eigenständigkeit und gestalterische Kraft bewahrt, entstanden Radermachers Skulpturen aus der subjektiven Wahrnehmung des öffentlichen Raumes. Sie gestalten weniger die städtebauliche Situation, sondern kommentieren weit mehr das Empfinden des Künstlers gegenüber der Situation. Ihr introvertierter Charakter und ihre außergewöhnliche Plazierung an Orten, wo sie kaum in Konkurrenz treten zu anderen (visuellen) Reizen, bewahren sie aber davor, ganz ausschließlich Möblierung des öffentlichen Raumes zu werden.

Michael Jähne

# „Kunst im öffentlichen Raum“ und die Disziplin des Zuschauers

## Reflexionen über Kunst als Verhaltenspolitik

Von Ulrich Billerbeck

**1.** Zunächst ganz banale Effekte eines öffentlich ausgestellten Kunstwerks, etwa eines Denkmals: Zum einen seine besondere Attraktivität für die Stadtbewohner, die sich bevorzugt auf öffentlichen Plätzen und Straßen aufhalten, die Penner, die jungen Liebespaare, heute mehr denn je aber auch die Dealer und ihre Kunden. Für diese Menschen sind bekannte Denkmäler gute Treffpunkte; ungeplante Sondernutzungen breiten sich aus, besonders wenn in der Nähe keine öffentlichen Bedürfnisanstalten vorhanden sind. Die unerfreuliche Folge: der neugierige Kunstbetrachter wird verdrängt. Diese Entwicklungen rufen regelmäßig die Ordnungshüter auf den Plan. Zwar ist aus polizeilicher Sicht zu begrüßen, daß die mühsame Suche nach kriminellen Elementen leichter fällt. Die Provokation, im Schatten Goethes oder anderer öffentlich Geehrter zu dealen, statt sich zu erbauen, ist aber auf Dauer zu groß. Polizeiliche Maßnahmen reichen zur Bereinigung der Situation in der Regel nicht aus; dem kontrollierenden Blick sicher erschlossen sind die entsprechenden Orte erst, wenn jedes Grün, hinter dem sich dunkle Machenschaften verbergen können, entfernt und alles schön gepflastert ist.

**2.** In Konflikt mit der besonderen Aura öffentlicher Kunstwerke kommt auch der harmlose Stadtgänger. Oft steht ihm gar nicht der Sinn nach erhebender Kunstbetrachtung; näher ist ihm/ihr meist der langvermißte Geliebte, den er/sie dort unauffällig trifft. Der freie Raum um das Denkmal ist manchmal auch der letzte zugängliche Parkplatz; oder in seinem Schatten findet sich ein „Stilles Örtchen“ in einer Stadt, die auch diese Bedürfnisse privatisiert und den privaten Gaststätten oder anderen Einrichtungen überantwortet. Nicht anders geht es dem unbemittelten Touristen, der nach einer Bank für das karge Picknick sucht. Für all diese Zwecke sind die Räume um das öffentliche Kunstwerk meist viel zu aufwendig eingerichtet, ausgeschmückt mit

kostspieligen Kandelabern, aufwendigen Blumenrabatten und gestylten Papierkörben, jedenfalls mit Dingen, die von ihren Benutzern sorgfältige Behandlung verlangen. Unter diesen einschüchternen Umständen will der Sandwich aber nicht schmecken; man fühlt, man soll sich gut benehmen; dort gar zu pinkeln wäre eine skandalöse Profanisierung eines heiligen Ortes. Die Entwicklung kann auch umgekehrt verlaufen: Zunächst gibt es angenehme Nischen im öffentlich kontrollierten Raum, in denen sich allerlei Volk tummelt und es sich gut sein läßt. Die Aufstellung eines Kunstwerks an diesen Orten ist dann der erste Schritt zur Normalisierung einer – aus polizeilicher Sicht – undurchsichtigen Lage, dem mit Einzelsitzen anstelle von Parkbänken und anderen Ordnungsmaßnahmen nachgeholfen wird.

**3.** Normalisieren lassen sich mit Kunstwerken auch heikle geschichtliche Reminiszenzen: So wenn ein ästhetischer Hochhausbau der Deutschen Bank, in dessen Fassaden die Wolken des Himmels oder die städtischen Feuerwerke sich so schön spiegeln, den beeindruckten Besucher vergessen läßt, daß an dieser Stelle vor nicht zu langer Zeit das Löwensteinsche Palais stand, die arisierte Stätte der Kommandozentrale der Gestapo. Ein Werk mit dem Namen eines international bekannten Künstlers verdankt seine öffentliche Präsentation nicht selten auch dem Bemühen einer Stadtverwaltung, die Sondergenehmigung für eine private Nutzung auf einem bisher geschützten Gebiet vergessen zu lassen. Der private Investor läßt sich die Möglichkeit, seinen Aktivitäten an einer „guten Adresse“ nachgehen zu können, schon etwas kosten.

**4.** Bestimmte, der öffentlichen Ruhe und Ordnung förderliche Aspekte von „Kunstwerken“ fallen erst ins Auge, wenn auf Bezüge zu benachbarten Bauwerken geachtet wird. Der intime Kenner der Frankfurter Demogeschichte weiß, daß

etwa die neue Ostzeile des Römers die Freiheit der auf diesem Platz Versammelten gefährdet; ist es doch nicht mehr möglich, bei „Gefahr im Verzug“, also in Situationen, in denen die Festnahme in einem polizeilichen Kessel droht, sich rechtzeitig nach hinten abzusetzen. Die dort verbliebenen engen Gassen lassen sich mit Gittern leicht absperren. Im Zusammenhang mit einer künstlerisch wirkungsvollen Gestaltung öffentlicher Plätze, etwa, ebenfalls am Römer, beim Neubau des historischen Museums, lassen sich auch bauliche Arrangements realisieren, die den Interessen der Mächtigen noch auf andere Weise entgegenkommen: Wie an jedem ersten Mai auf der Gewerkschaftsveranstaltung sichtbar wird, gestattet diese Platzanlage eine sichere Beschallung der Massen, in der jeder Protest stimmlich chancenlos bleibt – sofern nicht bereits die Verkleinerung des öffentlichen Platzes die Zahl der Versammelten unterhalb einer kritischen Masse hält; entsprechende Sorgen wurden anlässlich der Debatte um eine Neugestaltung des Platzes vor der Paulskirche in liberalen Frankfurter Kreisen geäußert.

Die künstlerische Aufwertung von Plätzen und Straßen ist auch nicht folgenlos für die Zusammensetzung des städtischen Publikums und für die statusgemäße Aufteilung des Stadtgebietes: An der alten Oper, an dessen Ruine Penner einen Platz fanden, breitete sich nach dem Wiederaufbau das glitzernde Leben der „Jeunesse dorée“ aus. Das Libresso, einst theoretischer Ort der ML-Bewegung, weicht einem schicken Operncafé, in dem Ausländer oder andere beunruhigende Gestalten nicht mehr geduldet sind.

**5.** Politische Bedeutung kann Kunstwerken aber auch vom Publikum verliehen werden: Der Gerechtigkeitsbrunnen auf dem Römer, Symbol städtischer Freiheit, gibt gewöhnlich dem Mainfest oder dem Weihnachtsmarkt eine weihevollere Note; bei besonderen Gelegenheiten floß aus ihm sogar Wein, Tribut der Mächtigen an die Sinnesfreu-

den ihrer Untertanen. Anlässlich „machtvoller“ Kampfdemonstrationen im „befreiten Frankfurt“ der späten sechziger Jahre gewann dagegen die Gerichtswaage in der Hand der Brunnenfigur zeitweise eine, für die Geschichte Frankfurts ungewöhnliche, revolutionäre Bedeutung.

Kunstwerke fordern aber auch den einfachen Stadtbewohner heraus. Auf vielfältige Weise kompensiert er an ihnen seine reale Ohnmacht: Indem er die starren Figuren durch rote Lippen belebt, ihre Stummheit mit aussagekräftigen Graffiti zum Reden bringt oder die trüben Wasser der Brunnen mit Persil aufwallen läßt, eignet er sich die Kunstwerke praktisch an. Kann er doch nicht darauf vertrauen, daß sein politischer Vertreter seinen Gefühlen Ausdruck verleiht.

**6.** Sofern diese Eigeninitiativen des Publikums fehlen, ist Kunst im öffentlichen Raum Symbol uneingelöster Egalität. Beansprucht doch die Kunst, die die Arkansphäre des Museums verläßt, auf den Betrachter zuzugehen. Sie tilgt quasi eine Bringschuld derjenigen, die ihre Produktion meist öffentlicher Förderung aus Steuergeldern verdanken. Zum ersten Mal wird der kleine Mann auf der Straße ernst genommen. Das Kunstwerk auf öffentlichen Straßen und Plätzen umgibt den Flaneur mit einer persönlichen Aura, heiligt ihn sozusagen, hebt ihn auf die Ebene, auf der sonst nur Experten aus der Feuilletonseite oder Volksvertreter agieren. Aufmerksam registrieren die Verantwortlichen, ja die Künstler selbst, ob das öffentliche Kunstwerk beachtet wird, wie es von den Herumstehenden kommentiert wird. Was sonst nie wirkt, etwa in Sachen Verkehrsberuhigung im Holzhausenviertel, hier hat es seinen offiziellen Platz: der Protest des Volkes. Ihm wird das von Experten hochgelobte Kunstwerk umstandslos geopfert und, wie in Bornheim am Uhrtürmchen geschehen, durch ein volkstümelndes Exemplar ersetzt.

# Die Vergangenheit ist nicht vergangen

„Auf der Suche nach meinem faschistischen Vater“ von Reinhard Feld aus Saarbrücken und „Das Ende der Geborgenheit“ der DDR-Autorin Helga Schubert sind zwei Beiträge, die die Gültigkeit des Satzes von Christa Wolf – „Die Vergangenheit ist nicht tot, sie ist noch nicht einmal vergangen“ – erneut belegen.

Der Autor des einen Beitrags beschreibt die Stigmata seiner Persönlichkeit, die ihm während seiner Sozialisation durch einen faschistischen Vater zugefügt worden sind; und er läßt uns anteilnehmen an den mühseligen Versuchen, aus dem Schatten dieser Person und dieser Erziehung herauszutreten. Es ist kein Werturteil damit verbunden, wenn man feststellt, daß er auf alle Literarisierungsstrategien verzichtet; daß er ungeschützt durch narrative Distanzierungstechniken seine Probleme – die ja nicht nur seine eigenen sind – benennt. Wollte man in der Literaturgeschichte Beziehungen fixieren, wäre auf die sog. Verständigungstexte der 70er Jahre hinzuweisen.

Einem drängend aktuellen Problem verdankt auch das Buch „Judasfrauen“ von Helga Schubert seine Entstehung. Vermutlich ähnlich ratlos konstatiert die (Ost-)Berliner Autorin, daß es ganz überwiegend Frauen waren, die durch Denunziationen dem faschistischen Terror-Apparat stets neue Opfer zuführten: „Von Frauen verraten. Von Männern verhaftet, von Männern verurteilt, von Männern getötet. Aber von Frauen verraten“. Ein Unterschied zwischen beiden Texten ist der hohe literarische Anspruch dieser Autorin, ein anderer das umfassendere Erkenntnisinteresse. Sie wolle, schreibt Helga Schubert, die „Auswirkungen eines totalitären Staates auf das Alltagsverhalten seiner Bürger am Beispiel der politischen Denunziation durch Frauen“ zu verstehen versuchen. Und deutlicher noch: sie interessiere die „Versuchung zum Verrat in einer Gesellschaftsordnung, in der es möglich ist, private Konflikte sozusagen mittels Staatsgewalt zu lösen“. Die Autorin spricht zwar buchstäblich nur vom Nationalsozialismus, für jeden Leser aber eröffnet sich ein deutlicher Gegenwartsbezug: die Aktualität ihrer Fragestellung angesichts der jahrzehntelangen politischen (Denunziations-)Praxis in der DDR.

Aus ihrem umfangreichen Material hat die Autorin zehn „Fallgeschichten“ ausgewählt. Ein erschreckender Zufall wollte es, daß zwei dieser zehn Denunziantinnen eine Beziehung zum Saarland haben. Zum einen: Eine 44jährige Frau aus Ottweiler, verheiratet in das baden-württembergische Lahr, Mutter einer Tochter von 18 und eines Sohnes von 14 Jahren, parteilos, politisch nicht organisiert und nicht aktiv, erzählt 1943 in ihrem Wohnort einer sog. Blockfrau der NS-Frauenschaft von einigen, von ihr zufällig im Zug gehörten, „abfälligen Äußerungen“ eines ihr unbekanntes älteren Mannes über die national-sozialistische Regierung. Angezeigt und ins KZ gebracht hat den Mann die Nazi-Funktionärin, angeblich aus Angst vor ihrer Bekannten. Die Frau aus Ottweiler, so steht es in einem Gerichtsurteil von 1948, habe „nur dumm geschwätzt“.

Sehr viel mehr denunziatorische Energie im zweiten Fall, dem Verrat an dem Pianisten Karlrobert Kreiten, dessen Hinrichtung von dem Nazi-Journalisten und späteren Gastgeber des „Frühschoppens“, Werner Höfer, nachdrücklich gutgeheißen worden ist.

## Auf der Suche nach meinem faschistischen Vater. Die Opfer-Täter-Rache-Haßspirale und die Notwendigkeit, mein Leben selbst zu leben.

Von Reinhard Feld



Mein Vater war während des Krieges bei der SS. Ich wurde 1950 geboren und in den 12 Jahren, die er danach noch lebte, erzog er mich, wie ich das heute sehe, in wesentlichen Teilen nach einem nationalsozialistischen Wertesystem. Immer noch habe ich Angst, bei diesem Thema die Distanz zu verlieren, mich in Gefühle zu verwickeln, denen ich nicht gewachsen bin. Andererseits sehe ich für mich keinen anderen Weg, als diesen Gefühlssee nach und nach zu durchwaten und so zu lernen, mit ihm zurechtzukommen.

## Kindheits Erinnerungen

Groß geworden bin ich in der Kneipe meiner Eltern in einem saarländischen Dorf mit 6000 Einwohnern. Mein Vater hatte die Zeit nach seiner verlängerten Gefangenschaft bis 1951 genutzt, mit einem Transportbetrieb und durch den Verkauf von Luxus-PKWs, wie gebrauchte Maibachs oder Daimler, sowie den Betrieb einer Sandgrube innerhalb von 3–4 Jahren soviel Kapital zu bilden, daß er sich nach der Heirat mit meiner Mutter 1951 ein relativ großes Haus mit Kneipe, Kegelbahn und Tanzboden kaufen konnte. Er wurde Mitglied der CDU. In der Kneipe verkehrten Nachbarn und Fremde, es kegelten Lehrer, Arbeiter, Geschäftsleute, Beamte und manchmal auch Zigeuner. Meine Mutter zapfte Bier, bediente, putzte, kochte und versorgte mich und meine 1½ Jahre jüngere Schwester; mein Vater spielte Skat mit den Gästen, fuhr mit ihnen sonntags zum Fußballspiel – er besaß immer ein großes Auto – und machte Geschäfte. Manchmal erzählte er mir und meiner Schwester vorm Schlafengehen schöne Geschichten.

## Zigeuner und die deutsche Ehre

Aber es gab da immer auch etwas Anderes, Monströses, Unberechenbares. Dies trat an die Oberfläche in Situationen, wie der folgenden: die Zigeuner kegelten. Ich war bei vielen Vereinen Kegeljunge, d. h. ich setzte die umgefallenen Kegel auf und schickte die Kugeln zurück. Bis auf ein bis zwei Ausnahmen, bei denen ich für weniger als eine Stunde als Kegeljunge aushalf, hatten die Zigeuner immer ihre Kegeljungen. Für diese Aushilfen bekam ich ein Vielfaches meines normalen Lohnes. Beim ersten Mal schaute ich das viele Geld an und konnte es nicht fassen. Sie gaben mir einen freundlichen Klaps und meinten, „Junge, nimm es, es gehört dir!“

Es war immer ein Ereignis, wenn die Zigeuner kegelten. Das fing an, wenn sie mit ihren Wagen kamen: ein Wagen war luxuriöser als der andere, viele hatten ausländische Nummernschilder. Sie waren auch besser gekleidet, trugen Ringe, Ketten, kamen mit Frauen, Kindern, Großvätern und -müttern und oft auch mit Musikinstrumenten. Es roch nach Parfüm, sie waren ausgelassen und es herrschte eine völlig andere Atmosphäre als bei deutschen Kegelabenden – die Zigeuner kegelten Sonntagsnachmittags. Sie aßen und tranken viel und waren, wie ich das öfter von meinen Eltern hörte, „gute Kundschaft“.

An dem Tag, über den ich hier erzählen will, kam die Bedienung aus der Kegelbahn zurück und berichtete, daß sie von einem Zigeuner angefaßt worden wäre. Daraufhin ging mein Vater ins Schlafzimmer, nahm seinen 08-Revolver, eine Wehrmachtswaffe aus dem 2. Weltkrieg, aus der Nachtschublade, eilte in die Kegelbahn, baute sich vor den Zigeunern auf, die Pistole im Anschlag, und schrie: „Ihr verlaßt alle augenblicklich die Kegelbahn, sonst schieße ich Euch zusammen!“ Die Zigeuner verließen die Kegelbahn, weil sie ihm glaubten, daß er im anderen Falle geschossen hätte.

Sein Verhalten wurde im Dorf als etwas heftig, aber im Prinzip richtig beurteilt. Vor drei Jahren noch schwärmte ein heute 50jähriger Mann aus diesem Dorf mir gegenüber, was für ein toller Mann doch mein Vater gewesen wäre und erzählte unter anderem diese Zigeunergeschichte. Die Dorfbewohner waren nie Freunde der Zigeuner gewesen, und meine Mutter entschuldigte den Kontakt mit ihnen, indem sie öfter erwähnte, daß Geld nicht stänke.



## Werwolf

Die Pistolen-Geschichte wiederholte sich mehrmals, in anderen Formen. Einmal wurde meine Mutter vom Freund einer Beschäftigten geohrfeigt, weil sie ihm ein Treffen während der Arbeit verweigert hatte. Als mein Vater davon erfuhr, packte er seine Pistole und suchte den Mann in sämtlichen Kneipen des Dorfes und der umliegenden Ortschaften, in dessen Haus und überall, wo er dachte, ihn finden zu können. Das tat er nicht nur einen Tag, sondern eine ganze Woche lang. Er verstand dies als eine Mission, die „Schande, die seiner Frau zugefügt worden war“, zu rächen. Meine Mutter und andere Personen baten ihn, doch Vernunft anzunehmen und sich nicht unglücklich zu machen. Das Alles nützte nichts. Der Gesuchte wurde gewarnt und verließ für einige Zeit die Gegend. Später ist Gras über die Geschichte gewachsen.

Nachdem zweimal hintereinander in die Kneipe eingebrochen worden war, saß er nach Feierabend allein mit seiner Pistole im Dunkeln in der Kneipe und lauerte auf die Einbrecher. Sie kamen nicht. Die Pistole, die zu ihm gehörte wie sein schwarzer Zylinder, den er zu feierlichen Anlässen trug, kam auch an Silvester zum Einsatz, um das neue Jahr anzuschließen. Als ich 10 Jahre alt war, durfte ich meine Hand mit an die 08 halten, wenn er ein Magazin zu Neujahrsbeginn in die Luft feuerte.

Vor 5 Jahren übergab mir meine Mutter mit einer gewissen Feierlichkeit diese Pistole mit 200 Schuß Munition – ein Erbe, mit dem ich gewisse Probleme hatte.

## Das Opfer-Täter-Problem

Ich versuche, nur das für mich Notwendigste über meinen Vater zu schreiben. Dies fällt mir nicht leicht. Er erzog mich wie einen Schäferhund. Er schlug mich auf brutalste Weise, meist ohne einen für mich ersichtlichen Grund. In der Kegelbahn mußte im Herbst und Winter zwei Stunden bevor die Kegler kamen der Kohleofen angezündet werden. Wenn ich dies mit meinem Vater tun mußte, nutzte er die Zeit bis zum Auffüllen des Ofens mit Kohlen dazu, mich mit den Füßen nach oben und dem Kopf nach unten so lange hochzuhalten, bis ich ohnmächtig wurde. Er stoppte dann die Zeit, die ich brauchte, um wieder zu mir zu kommen. War sie kürzer als die vom Mal davor, lobte er mich und ich bekam eine Limonade oder etwas Süßes.

Er drillte mich im Kampf Mann gegen Mann, zeigte mir Griffe, wie man jemanden in den Schwitzkasten nimmt und zu Boden ringt. Waren andere Jungen dabei, stichelte er so lange an uns herum, bis wir miteinander zu kämpfen anfangen. Als meine Gegner akzeptierte er nur Jungen, die ein bis drei Jahre älter als ich waren. Gewann ich nicht, beschimpfte er mich als „Schwächling“, „Feigling“, „Flasche“ und bestrafte mich mit Verachtung.

Oft saß ich irgendwo in einer Hecke bis es dunkel wurde, weil ich nicht nach Hause wollte. Im ersten Schuljahr blieb ich sitzen. Ich konnte mich nicht konzentrieren, nicht richtig lesen und schreiben. Die Buchstaben und Sätze waren gegen mich. Mein Vater verachtete mich dafür. Das Versagen in der Schule kompensierte ich damit, daß ich nach der Schule „Bandenchef“ wurde. Dadurch, daß ich sitzengeblieben war, war ich einer der Stärksten meines Jahrgangs, zumindest körperlich. Waren andere in der Schule schlauer, so war ich der Chef, wenn es darum ging, sich mit anderen zu schlagen, oder gegen Banden anderer Orte „Krieg zu führen“. Und ich gab die durch meinen Vater erlittenen Niederlagen an Schwächere weiter. Ich schlug ihnen mit meinen Handknöcheln auf den Kopf („Kneuschen“), kommandierte sie rum und bestrafte sie, wenn sie nicht das taten, was ich von ihnen wollte, indem ich sie zu Boden rang. Manchmal wiesen mich Eltern meiner Kameraden zurecht und tadelten mich wegen Mißhandlungen, die ich an ihren Söhnen begangen hatte. Diese Kritik verstand ich nie, mein Vater war schließlich viel schlimmer. Er förderte meine Aggressivität anderen gegenüber. Ich spielte mit scharfen Schwertern, besaß mehrere lange scharfe Messer, schoß mit spitzen Pfeilen auf Holztüren, Bäume und auch schon mal ein Huhn des Nachbarn tot. Ich wurde von meinem Vater im Schießen mit dem Luftgewehr unterrichtet und nahm auch mal heimlich seine 08 mit. Als das einmal ein Nachbar sah und völlig entsetzt meinen Vater informierte, kam er zwar und nahm mir den Revolver ab, aber er schimpfte weder mit mir, noch nahm er den Revolver unter Verschuß. Die 08 blieb am selben Ort liegen, zu dem auch ich jederzeit Zugang hatte. In diesem Punkt war er mein heimlicher Förderer und Komplize.

Mein Vater ist tot, gestorben 1962 im Alter von 58 Jahren an einem Blutgerinnsel, von einem Tag auf den anderen. Er hatte eine sehr große Beerdigung, hinterließ zwei Häuser, eine chemische Reinigung;

seine Familie war gut versorgt. In seiner Generation war er nach seinem Tod etwas wie eine Legende, ein positives Original, ein geachteter Kleinbürger des Ortes.

Er war Mitglied der NSDAP, war im Krieg SS-Funktionär mittleren Ranges und war Kurier im Konzentrationslager Buchenwald: nachzulesen bei Eugen Kogon, „Der SS-Staat“, August Feld, Namensregister

Nur, was meine Auseinandersetzung mit ihm so schwierig macht: er war nicht nur ein Ja-Sager, ein Schwein, ein Sadist, er sagte auch „Nein“. Eugen Kogon erwähnt ihn als einen SS-Mann, der unter Einsatz seines Lebens – ohne Bezahlung – Inhaftierte aus dem KZ in die Freiheit transportierte. Diese Feststellung Kogons machte ihn in der Nachkriegszeit zu einem Helden; sie war ein Persilschein für seine gesamte SS-Karriere im nachhinein. Ich bin davon entfernt, meinem Vater die Ehre absprechen zu wollen. Für das, was er mit mir gemacht hat, hätte ich ihn vor einigen Jahren, als mir das alles klar wurde, gekillt. Ich war schon drauf und dran, ihn wieder auszugraben und auf seine Knochen zu pissen, aus Wut, aus gnadenlosem Haß und weil ich fand, daß er seine Ruhe nicht verdient hat. Bis heute habe ich ihm nicht verziehen.

### Braun und Rot

Meine Entwicklung verlief so, daß ich nach Abschluß der Volksschule eine Lehre als Färber und Chemischreiniger machte und danach einige Jahre mit meiner Mutter die Chemische Reinigung betrieb. Auf dem Saarbrücker Abendgymnasium versuchte ich Abitur zu machen, weil ich mit dem, was ich machte, unzufrieden war. 1970 fing ich an der FU Berlin an, Volkswirtschaft und Politik zu studieren, hörte Altvater-, Rabehl- und Agnolivorlesungen, diskutierte KPD-, KBW-Parteigründungsprogramme und landete 1975 in einer trotzkistischen Gruppe. Ich verteilte morgens um 5 Uhr Flugblätter vor Osrarn und Krankenhäusern, besuchte Kongresse von Schwesterparteien in England, USA und Spanien, wohnte in WGs, spielte Bob Dylan, Gewerkschaftslieder, Biermann, Simon and Garfunkel auf der Gitarre, trug blaue Jeans, schwarze Pullis, grüne Parker und weiße Turnschuhe und war ein „linker Student“. Vor allem war ich gegen Diktaturen und Faschismus. Nur hatte das damals nichts mit meiner Vater-Erfahrung zu tun. Der war von meinem 14. Lebensjahr bis zu meinem 28. für

mich nicht vorhanden – gestorben –. Meine rationale Auseinandersetzung war Lichtjahre von ihm entfernt. Das änderte sich, als ich 1978 bei einer nächtlichen Plakatklebe-Aktion in den Knast kam und dort von der Polizei zusammengeschlagen wurde. Da tauchte bei mir von ganz tief unten etwas hoch und ließ sich ab dieser Zeit nicht mehr verdrängen. In meinen Träumen tauchte mein Vater wieder auf und war von dieser Zeit an in meinem Unbewußten ein zentrales Thema, das blieb. In meinem Tagesbewußtsein konnte ich damit allerdings noch nichts anfangen: es kam mir unerklärlich und komisch vor.

### Gewalt

In mir war etwas aufgebrochen, das ich nicht benennen konnte und das mir eine zeitlang nur in Träumen zu schaffen machte: körperliche Gewalt, Ohnmacht, Haß, Kill-Phantasien. Ich verließ die trotzkistische Gruppe, von der nach einer Spaltung fast nichts mehr übriggeblieben war, und arbeitete im Agit-Komitee mit. Es war entstanden, als nach Neueinführung der Paragraphen 88 a und 129 erstmals wieder in der deutschen Nachkriegsgeschichte Drucker der Agit-Druckerei, die auch unsere Uni-Zeitungen gedruckt hatten, in den Knast kamen. Ich fand, daß das zu weit ging, und arbeitete in der Öffentlichkeitsgruppe des Komitees mit. Wir probten Theaterstücke – „Kann denn Drucken Sünde sein?“ – und führten sie in Berlin und anderen Städten auf. Wir drehten auch zwei Videofilme zum Thema: „Freiheit für die Agit-Drucker“, die in den Off-Kinos im Vorspann liefen.

Das erste Mal in meinem Leben war ich ganz nah am Thema: Knast, Staat, Opposition, Liquidation. Gelesen hatte ich schon viel darüber, geredet auch, nur jetzt lebte ich auf einer sehr dünnen Fläche zwischen draußen und drinnen. In meinem Leben war ich nie länger als zwei Tage an einem Stück im Knast, ich war nie „Gefangener“, aber ich kenne polizeiliche Verfolgungen, offene Auseinandersetzungen bei Demos, Festnahmen, Polizeischläge in der Wanne, im Revier und in der Zelle: Strafen für Delikte wie Demonstrieren, Theaterspielen, Musikmachen, Plakatekleben und seine Meinung sagen.

Diese Zeit fiel zusammen mit dem Schreiben meiner Diplomarbeit. Von morgens bis zum frühen Abend saß ich in Bibliotheken oder zu Hause und schrieb „Zur Geschichte alternativer Ökonomien“, abends lief irgendetwas im Zusammenhang mit dem



Ich, vor einem KZ-Mahnmal in Paris, ca. 1986

Agit-Komitee. Politethnologisch knallten da zwei Welten aufeinander: die Uniwelt mit der von Antifa, Rote Hilfe, 2.6-Reste, IG-Drucker, Info-BUG sowie Buchladen-Leuten. An der Uni wurde über revolutionäre Geldbeschaffung diskutiert, im Komitee wurde das Geld beschafft.

Ich hatte die Diplomarbeit fast fertig geschrieben, da wucherten meine Alpträume in den Tag hinein: ich bekam nichts mehr zu Papier, ich saß über einem leeren Blatt, einen Tag, zwei Tage, drei Tage. Nichts ging mehr. Meine Gedanken gingen immer weiter zurück. Am 4. Tag kam aus dem Blatt das Gesicht meines Vaters, dann explodierte das Haus, in dem ich groß geworden war. Kein Stein blieb auf dem andern. Ich fing höllisch an zu lachen und lebte ab diesem Zeitpunkt in einer Welt, die nicht mehr

die war, in der ich real lebte. Für meine WG-Genossen war ich „ausgerastet“; Diagnose: „Prüfungstreß“. Der linke Hausarzt, zu dem sie mich brachten, meinte dazu: „Psychotische Episode“, Beruhigungspillen und ich sollte eine Therapie anfangen; was ich auch machte.

### Opferfallen, Opferfallen, immer wieder Opferfallen

Meine Erfahrung, in der Polizeistelle zusammengeschlagen worden zu sein, reaktivierte in mir die traumatischen Erinnerungen an meinen prügeln Vater. Im Kopf wurde mir das erst sehr spät klar: Gefühlsmäßig hatte ich ab dieser Zeit eine panische Angst vor Auseinandersetzungen mit der Polizei und Festnahmen. Gleichzeitig zogen sie mich an. Ich konnte mich auf brisanten Demos nicht taktisch klug verhalten. Bei den Hausbesetzer-Demos in Kreuzberg – ich hatte die Fichtestraße 29 mitbesetzt, eines der ersten besetzten Häuser – lief ich völlig masochistisch mit Steinen in der Hand auch dann noch rum, als die Wannens schon sämtliche Straßenzüge kontrollierten und die Polizei auf den Demonstranten-Rest, der übrig geblieben war, Jagd machte, um ihn festzunehmen. Obwohl ich real nicht mehr in der „Opferposition“ war – ich hätte mich mit den andern zurückziehen können – stellte irgendetwas in mir diese Situation wieder her. In diese Opferfalle begab ich mich nicht nur bei Demos, sondern auch in meinem Referendariat für die 2. Lehrprüfung. Ich hatte das Pech (oder Glück oder wie auch immer) als Hauptseminarleiter Herrn Prof. Dr. Dr. Groß zu haben, der in Berlin als stadtbekanntester autoritärer Pedant der Handelslehrausbildung galt. Es gelang mir nicht, ihn gelassen zu ertragen: kurz vor Ende meiner Ausbildung kam es zwischen ihm und mir im Seminar zu einem heftigen politischen Schlagabtausch. Als er das Disziplinierrungs-Instrumentarium zog, hob ich meine Hand zum Nazigruß und sagte: „Sieg Heil, Herr Hauptseminarleiter!“ Damit war meine Lehrerkarriere beendet: ich bekam deswegen eine Abmahnung und danach keinen Fuß mehr auf den Boden. Auch dort war ich in eine Psychofalle getappt. Herr Prof. Dr. Dr. Groß, der immer äußersten Wert auf die vollständige Wiedergabe seiner Titel legte, war wahrscheinlich nie in der NSDAP gewesen. In meinem Disziplinarverfahren wurde ich belehrt, daß er in frühen Jahren sogar Mitglied der SPD gewesen wäre und sich, was als Jugendsünde von ihm hinge-

stellt wurde, auch gewerkschaftlich betätigt hätte. Trotzdem glichen seine Erziehungsmethoden und die Art, wie er Macht auslebte, denen meines Vaters wie ein Ei dem andern. Nur, damit muß man im öffentlichen Dienst leben können, man muß lernen, solche Arschlöcher zu ertragen. Das konnte ich nicht.

Mein damaliges Problem war es, mich selbst zu finden. Bevor ich mich finden konnte, suchte ich erst meinen Vater in mir.

Nachdem ich in Berlin mit meinem Referendariat gescheitert war, kehrte ich ins Saarland zurück. Hier hoffte ich, Heimat und Identität zu finden. Auf penetrante Weise machte ich mich auf die Vatersuche. Ein halbes Jahr lang führte ich die Kneipe, die mein Vater 30 Jahre vor mir betrieben hatte. Gäste, die ihn gekannt hatten, redeten mich mit seinem Namen an, meinten, daß ich genauso aussähe wie er damals aussah, und daß bestimmte meiner Gesten auch seine gewesen wären. Und ich rächte mich an ihnen auf eine verschrobene Art und Weise: in der Kneipe dröhnten die Einstürzenden Neubauten, Clash, die Stones und alles, was hart war und abräumte. Ich wollte ihnen demonstrieren, daß ich ein noch größeres Monster war als mein Vater. Aus Berlin importierte ich George, der zuvor in der Musikhall gearbeitet hatte und dem sie Metallplatten in die Nase operiert hatten, weil sie vom vielen Schnee zerfressen war, und Sabine, eine Wave-Punk-Lady. Das Dorf war geschockt und trotzdem kamen sie scharenweise, um sich alles reinzuziehen: Kreuzberger Punks mit ihren Ratten, die auf Besuch da waren, Joints, Schwule und unsere Cocktails, die sie „Töter“ nannten. Ich gefiel mir eine zeitlang als Anti-Mensch der Gemeinde.

Ich wollte meinem Vater noch näher kommen. Dies gelang mir bei meiner Arbeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter während der Vorbereitung einer Faschismus-Ausstellung des Stadtverbandes Saarbrücken, die heute im Saarbrücker Schloß zu sehen ist. Zwei Jahre lang wühlte ich mit andern in Archiven, las meterweise Akten, Berichte, Analysen und Theorien über den Nationalsozialismus. Ich wollte meinen Vater, das nationalsozialistische Schwein, finden, wollte, daß er irgendwann in seiner SS-Uniform aus der Geschichte heraustritt, mir gegenüber steht, wollte ihn fertig machen, endlich, nachdem er sich durch seinen Tod so einfach mir entzogen hatte, wollte ihn nochmal in die Hölle schicken.

Passiert ist etwas anderes: bei meiner Arbeit zum

Thema Faschismus fand ich Alltagsgeschichten, Brutales aber auch Menschliches, überwiegend aber diensttuende Beamte und Staatsbürger, gebildete, manchmal sogar witzige Funktionsträger des damaligen Regimes. Außerdem arbeitete ich als befristet Angestellter des Stadtverbandes in einer Verwaltungs-, Hierarchie- und Ordnungsstruktur, die in vielen Bereichen ihre Kontinuität von damals bis heute behalten hat. Um nicht mißverstanden zu werden: ich behaupte nicht, daß Stadtverbandsverwaltung oder Verwaltung überhaupt faschistisch ist. Zwischen SPD und auch der CDU und dem Nationalsozialismus liegen Welten. Aber: bestimmte Verwaltungs- und Machtstrukturen sowie menschliche Dispositionen zu unkritischer, unmündiger Machtausübung und -weitergabe existieren heute genauso wie damals. Anders formuliert, stellt sich für mich das Problem Faschismus auch auf einer moralischen, humanen Integritätsebene.

Die persönliche Tragödie, in der ich damals steckte, die dann zum Drama wurde, war, daß ich so im Thema war, daß ich auf der Suche nach meinem Vater selbst zum Faschisten wurde.

Mir war durch die tägliche 8stündige Arbeit mit der NS-Geschichte meine Distanz zum Thema und zu meinem Vater weggeschmolzen. Ich kam morgens mit Jeans und Jackett zur Arbeit und ging nachmittags in SS-Stiefeln und -uniform nach Hause. Nicht real, aber in meiner Phantasie, in meinem Kopf.

Ab da sah ich den Faschismus anders, sehr simpel und sehr klar: Nationalsozialismus war für mich braun-fleischfarben. Aus Fleisch wurden Würmer gemacht. Ich fing in meiner Wohnung an mit Gas zu experimentieren. Ich baute mir auf meinem Gasofen eine kleine Verbrennungsvorrichtung – ein Stahlrohr, so groß, daß unten die Flammen reinzüngelten, wenn ich die Gasflamme anzündete. In diesem Rohr verbrannte ich Zigarettenstummel, Essensreste, Knochen und Plastik. In der Wohnung stank es wie auf einer Müllverbrennungsanlage. Bessere Ergebnisse brachte die Arbeit mit Benzin und Öl bei organischen Substanzen. In dieser Dimension kapierte ich Napalm. An Zyklon-B kam ich nicht ran, deshalb drehte ich meine Gashähne in der Küche auf, um festzustellen, wie lange es dauert, bis man ohnmächtig wird. Dabei stellte ich fest, daß Gas kurz vorm Ohnmächtigwerden besser turnt als alles, was ich davor kannte. Ich lief danach wie auf Speed durch Saarbrücken, die Wirkung hielt ewig

an. Gestört wurde ich bei diesen Experimenten durch die Feuerwehr. Ich war völlig „gasig“. Im Haus stank es nach Gas, Hausbewohner hatten die Feuerwehr gerufen, als bei mir in der Wohnung zwei Fenster rausflogen; wieso, weiß ich immer noch nicht. Mein Denken – meine Sprache veränderten sich: Begriffe wurden kürzer, ich bildete für mich logische Verständnisketten, die aber jemand, mit dem ich redete – in Saarbrücken verstand mich schon länger keiner mehr – nicht mehr verstehen konnte. So z. B.: Fleisch-Feuer, braune Würmer oder Zeitschlägt-alle-tot. Ich fing an, mich für Physik zu interessieren, kapierte, daß physikalische Spiele die grausamsten oder göttlichsten sind. Ich verstand zum erstenmal, daß KZs Fleischcontainer waren, verstand die Abgründe, das Barbarische an der glatten, funktionalen industriellen Begrifflichkeit des Wortes „Container“ und schaute sie mir in Saarbrücken an: Müllcontainer, Schrottcontainer, Verwaltungscontainer, Schulen, Fabriken, Krankenhäuser, die ganze Stadt bestand aus Containern und ich hatte sie vor-

her nie gesehen. Ab da legte ich mir auch Container zu. Als Handtasche benutzte ich eine große graue Mülltonne, die ich hinter mir herzog und die ich mitnahm, wenn ich in Kneipen unterwegs war. Am besten kam sie, die Treppe runter zur Gießkanne, dann hatte sie einen majestätisch dumpfen Sound. Ich konnte mir vorstellen, Hunde, Katzen und auch Menschen reinzupacken. Ich kam mir vor wie ein Totengräber, ja wie der Tod selbst. Am wohlsten fühlte ich mich im großen Container: unter freiem Himmel, besonders auf Friedhöfen und in Kirchen. Ich dachte, so muß Gott sich fühlen, wenn er vielleicht mal durch Saarbrücken spaziert.

In dieser Verfassung geriet ich in eine Auseinandersetzung, die heftig eskalierte. Ich wollte den Konflikt auf eine Weise lösen, zu der ich mich damals moralisch berechtigt glaubte. Ich wollte meine Kontrahentin mit Benzin verbrennen. Bekannte hinderten mich an der Ausführung, brachten mich nach Hause und rieten mir, mich krank schreiben zu lassen. Ich war in dieser Zeit so hochgedreht, daß ich



nicht nur Feuermann für Fleisch war, ein brauner, faschistischer Gott, ich wurde Satan persönlich. Gerne hätte ich die Welt in Asche gelegt: mit einem Jagdbomber über Bonn oder New York geflogen, Yellow in Cassettenrekorder, und hätte alles niedergebrannt.

An diesem Punkt angekommen, entschied ich mich, freiwillig in eine psychiatrische Klinik zu gehen – was mir nicht gelang, weil ein merkwürdiger Arzt mich nicht aufnehmen wollte und dies dann doch tun mußte, als ich von einer stattlichen Anzahl Polizisten eingeliefert wurde.

Ich war am einen Ende der abendländischen Ethik angelangt: als Satan hatte ich meinen Vater an Grausamkeit und Macht überwunden. In dieser psychischen Verfassung hätte ich Kommandant von Auschwitz werden können, oder, besser noch, des Gesamtcontainers Deutschland zur Nazizeit.

Das von mir im Frühjahr 1989 gemalte Bild „Diabolis“ vermittelt einen kleinen Teil meiner damaligen Innenwelt.

### Was danach kommt

Meine Opfer-Täter- oder Rache-Haßspirale führt in den Tod oder in die Irrenanstalt. Immer noch habe ich meinem Vater nicht verziehen – oder –, manchmal denke ich, doch – aber ich kann ihn heute besser verstehen. Er hat sein Leben so gelebt, wie er's tat. Vielleicht bin ich sein härtester Richter. Vielleicht rächte auch er sich sein Leben lang an jemanden, vielleicht an seinem Vater, über den ich nichts weiß. In letzter Zeit tut er mir auch leid. Ich sehe seine Einsamkeit, sein trauriges Gesicht in all dem Streß, den er sich, seiner Frau, meiner Schwester und mir bereitet hat. Meine Schwester hat sich, glaube ich, anders an ihm gerächt, weiblicher: ihre Tochter heißt Sarah und ist schwarz. Ich finde, daß das unser Beitrag zu dem Thema ist.

Für mich ist die Zeit der Monster vorbei, seiner und vor allem auch meiner. Hinter den Monstern steckt eine unendliche Gekränktheit, ein Loch, das man anders als mit Gewalt und Größe schließen muß.

## Das Ende der Geborgenheit

von Helga Schubert

Der Pianist Karlrobert Kreiten wurde am 7. September 1943 in der Hinrichtungsstätte Berlin-Plötensee im Alter von 27 Jahren erhängt.

In dieser Nacht vom 7. auf den 8. September 1943 töteten die schließlich völlig erschöpften Henker einhundertsechundachtzig zum Tode Verurteilte in Gruppen zu acht so schnell, daß keine Zeit für einen Abschiedsbrief blieb und dem Gefängnisgeistlichen kaum Zeit für ein tröstliches Wort.

Aber weil Karlrobert Kreiten den Geistlichen von sich aus ansprach, nahm sich dieser des jungen Mannes besonders an. Er notierte die „letzten Grüße an die Seinigen, Eltern, Grand'maman und Schwester und erweckte mit ihm Reue und Leid“, wie er später in einem Brief an die Angehörigen schrieb.

Karlrobert Kreiten war erst vier Tage davor, am 3. September 1943, wegen Feindbegünstigung und Wehrkraftzersetzung vom Volkgerichtshof in Berlin zum Tode verurteilt worden.

Weder die Angehörigen noch die Rechtsanwälte wußten vorher von dem Gerichtstermin. Nur durch einen anonymen Anruf in der gemeinsamen Berliner Wohnung hatte seine Schwester Rosemarie vom Todesurteil erfahren und die Eltern in Düsseldorf alarmieren können, die sofort ein Gnadengesuch an Hitler richteten, denn sie wußten, solange dort ein Gnadengesuch angenommen und noch nicht abgelehnt war, mußte die Hinrichtung aufgeschoben werden.

Wie in einem Kafka-Roman irrten vom 3. bis zum 8. September, also noch am Tag nach der Hin-

richtung, die Freunde, die Eltern und die Schwestern mit einem Gnadengesuch in Düsseldorf und in Berlin von Behörde zu Behörde; in Düsseldorf vom Gaukulturreferenten zum Gaupropagandaleiter und schließlich zum Gauleiter. Dort verzögerte man die Annahme, war vielseitig beansprucht, hatte eine Sitzung, ließ den Tatbestand im Vorzimmer in die Maschine diktieren, verzögerte die Weitergabe, indem man das Gnadengesuch nach Berlin 24 Stunden im Fernschreibzimmer des Reichspropagandaamtes Düsseldorf unerledigt liegenließ.

Am 8. September waren Mutter und Schwester zur Berliner Reichskanzlei vorgedrungen, wo man ihr Gnadengesuch entgegennahm und versprach, das Justizministerium über die vorgeschriebene vorläufige Aussetzung der Urteilsvollstreckung zu informieren.

Um sicher zu gehen, daß nicht kostbare Zeit verstrich, liefen die beiden, Mutter und Schwester, selbst zum Justizministerium, alles lag nah beieinander. Doch die Beamten, an die sie sich wenden wollten, ließen sich bis auf einen verleugnen. Nur dieser zuletzt Angesprochene, ein Staatsanwalt im Justizministerium, verriet, was er eigentlich nicht mitteilen durfte: Karlrobert Kreiten war bereits seit dem Vortag tot.

Ein Exempel unter den jungen Künstlern sollte statuiert werden.

Eine Woche später konnten es alle in der Zeitung und an der Litfaßsäule lesen:

„Am 7. September 1943 ist der 27 Jahre alte Pianist Karlrobert Kreiten aus Düsseldorf hingerichtet worden, den der Volksgerichtshof wegen Feindbegünstigung und Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt hat. Kreiten hat durch übelste Hetzereien, Verleumdungen und Übertreibungen eine Volksgenossin in ihrer treuen und zuversichtlichen Haltung zu beeinflussen gesucht und dabei eine Gesinnung an den Tag gelegt, die ihn aus der deutschen Volksgemeinschaft ausschließt.“

Wer war die Volksgenossin mit der treuen und zuversichtlichen Haltung?

Eine Schulfreundin seiner Mutter.

Sie hieß Ellen X., war zusammen mit seiner Mutter Gesangsschülerin am Saarbrücker Konservatorium gewesen und lebte nun in Berlin. Den Musik- und Übungsraum in ihrer Wohnung hatte sie Karlrobert Kreiten für ein paar Tage angeboten, da sie wußte, vielleicht sogar durch seine Mutter, daß er sich auf sein nächstes Konzert, am 23. März 1943 im

Berliner Beethoven-Saal, vorbereitete, gleichzeitig aber mit Schwester und Großmutter innerhalb Berlins umziehen mußte und deshalb keinen Raum zum Üben hatte.

Er wiederum wußte, daß das Publikum sehr viel von ihm erwartete, denn er galt als der begabteste Pianist seiner Generation in Deutschland.

An Wohlwollen und Unterstützung war der 26jährige gewöhnt. 1916 in Bonn als Sohn eines später in Düsseldorf tätigen Konzertpianisten, Dozenten und Komponisten und einer Konzertsängerin geboren, war er in einem sehr liebevollen und musischen Klima aufgewachsen. Seine Großmutter, von französischen Eltern stammend, in Spanien geboren, vielseitig gebildet und interessiert, früh verwitwet, liebte den Enkel über alles, überwachte den Klavier- und Geigenunterricht des Vorschulkindes, lehrte ihn die französische Sprache, das Einmaleins und das deutsche ABC. Später, als er schon als berühmter Pianist in Berlin lebte, führte sie ihm und seiner Schwester, einer Schauspielschülerin, die Wirtschaft und erledigte seine berufliche Korrespondenz.

Karlrobert Kreiten hatte schon mit elf Jahren Aufsehen erregt, als er im Kaisersaal der Düsseldorfer Tonhalle Mozarts A-Dur-Klavierkonzert in einer Rundfunkübertragung spielte. Mit 13 Jahren studierte er an der Musikhochschule Köln, gewann mit 16 Jahren in Wien einen Wettbewerb, an dem 1000 Pianisten teilnahmen, errang im selben Lebensjahr in Berlin den „Großen Mendelssohn-Preis“ und spielte unter Hermann Abendroth. Nach zwei Jahren Studium in Wien schloß er seine Ausbildung bei Claudio Arrau ab.

Seine Wiener Lehrerin, Hedwig Rosenthal-Kanner, folgte Ende der dreißiger Jahre einem Ruf in die USA und riet auch ihm, dorthin zu kommen. Doch er hörte nicht auf seine wohlmeinende Lehrerin; er wollte erst in Europa noch besser, noch berühmter werden, bevor er den Sprung auf den andern Kontinent wagte.

Zunächst zog er auf Furtwänglers Rat nach Berlin, zusammen mit seiner Schwester. Die Großmutter folgte und war Kreitens „Finanzminister“, wie der Vater später in seinem Buch „Wen die Götter lieben ...“ über den toten Sohn berichtete. Nun, im März 1943, sollte der gemeinsame Umzug in eine größere Wohnung erfolgen.

Das ruhige Musikzimmer bei der Freundin seiner Mutter war sicher eine Oase im Chaos von Ein-

wickeln und Einpacken. (Und wieder war es eine mütterliche, kunstinteressierte Frau, die sich um Karlrobert Kreiten bemühte.)

Für sein Konzert übte er bei Ellen X. Sonaten von Scarlatti und Mozart, sechs Etüden von Chopin (aus op. 10 Nr. 12, 8 und 2; aus op. 25 Nr. 7, 6 und 10), Liszts Spanische Rhapsodie und Beethovens F-Moll-Sonate op. 57, die Appassionata. In den Übungspausen unterhielt er sich mit Ellen X. (Ob sie ihm einen Tee bereitete?)

Er hatte nicht gewußt, daß sie eine überzeugte Nationalsozialistin war, und gab der Versuchung nach, mit ihr über das Wesen des Nationalsozialismus, so wie er es sah, über Hitler und die Kriegslage zu reden.

Er sagte unter anderem: Hitler sei krank, und einem solchen Wahnsinnigen sei nun das deutsche Volk ausgeliefert! . . . In zwei bis drei Monaten werde Revolution sein, und dann würden Hitler, Göring, Goebbels und Frick einen Kopf kürzer gemacht. Der Krieg sei praktisch verloren, was zum Untergang Deutschlands und seiner Kultur führen werde.

Spürte er überhaupt eine Gefahr, oder war es ihm selbstverständlich, im Bekanntenkreis offen zu reden?

Ellen X. war entsetzt und erzählte einer Hausnachbarin von diesen merkwürdigen Äußerungen. Diese Dame, eine Frau Ministerialrat Y. mit dem Vornamen Annemarie, ebenfalls eine überzeugte Nationalsozialistin, war Schulungsleiterin und ließ in ihrem Parteifanatismus sogar die eigene Schwester beobachten.

Annemarie Y. war über das Gehörte sehr aufgebracht und besprach den Fall mit einer dritten Frau, Tiny Z., die mit ihr in der Frauenschaft arbeitete und der die Familie Kreiten bekannt war, weil sie selbst aus Düsseldorf stammte.

Diese beiden Frauen setzten ihr, wie Ellen X. später aussagte, die Pistole auf die Brust: Die Anzeige wurde von allen dreien Mitte März 1943, also eine Woche vor dem geplanten Konzert, bei der Reichsmusikkammer eingereicht.

Aber nichts passierte. Die Reichsmusikkammer hatte die Denunziation nicht weitergeleitet.

Karlrobert Kreiten übte ahnungslos Tag für Tag. Das Konzert fand am 23. März 1943 statt. Der Pianist wurde vom Publikum begeistert gefeiert. Merkwürdigerweise berichtete aber am nächsten Tag nur eine Zeitung darüber. Es war, bis auf ein pri-

vates Konzert bei einem Berliner Kunstmaler ein paar Tage später, Kreitens letzter öffentlicher Auftritt.

Die Frauen warteten vergeblich auf seine Verhaftung.

Als sie sechs Wochen nach ihrer Anzeige, Ende April 1943, in der Zeitung lasen, daß Karlrobert Kreiten am 2. Mai 1943 zu einem Konzert nach Florenz verpflichtet sei, verloren sie die Geduld. Ihnen wurde klar, daß die Reichsmusikkammer ihre Anzeige hatte unter den Tisch fallen lassen. Sie erstatteten eine zweite Anzeige. Diese von Ellen X. ausgehende und von Annemarie Y. geschriebene Anzeige wurde von Tiny Z. an ihre frühere Dienststelle, das Propagandaministerium, geleitet und kam von dort zur Gestapo.

Karlrobert Kreiten besuchte zu dieser Zeit seine Eltern in Düsseldorf, machte mit einem befreundeten Mädchen einen Ausflug ins Siebengebirge und wartete auf das Visum für Italien.

Es wurde ihm nicht mehr erteilt.

Er schöpfte keinen Verdacht, denn die anderen Deutschen durften das Land auch nur in Ausnahmefällen verlassen. Und seine Altersgenossen waren alle im Krieg.

Schon vor der Einladung nach Florenz hatte er für den Mai 1943 eine Konzertreise im Inland geplant, die in Heidelberg beginnen sollte. Er fuhr also statt nach Florenz nach Heidelberg. Aber als das Publikum am 3. Mai in das seit langem ausverkaufte Konzert im Großen Universitätssaal kam, hing an der Eingangstür ein kleiner Zettel: „Kreiten-Konzert fällt aus.“

Die Gestapo hatte ihn morgens um 8 Uhr in seinem Heidelberger Hotel verhaftet.

Nach zwei Wochen wurde er ins Gestapo-Gefängnis nach Berlin gebracht und dort seiner Verräterin gegenübergestellt. Was mochte die Frau empfunden haben, als sie in das hungrige und zerschlagene Gesicht des Sohnes ihrer Freundin blickte?

Er glaubte an einen guten Ausgang, übte jeden Tag auf dem Tisch seine Sonaten, kam ins Untersuchungsgefängnis des Gerichts, schöpfte neuen Mut, übte, hungerte, schrieb Briefe, freute sich auf den Urlaub mit seiner Freundin, durfte Besuch von seinen Angehörigen empfangen, gab der Großmutter Ratschläge fürs Frühstück: sie solle zur Stärkung Haferflocken essen.

Am 3. September 1943 wurde er zum Tode verurteilt.

# Skizzenbuch 1990

Vier Seiten aus einem Skizzenbuch von Heinrich Kley, unbekanntem Datums, von mir „überzeichnet“. Erstanden 1968 in einem Antiquariat in Prag.

## Heinz Diesel



### Biographie

1942  
geb. in Ottweiler  
1961–65 Studium Malerei,  
Werkkunstschule Saarbrücken  
1965–67 Studium Kunsterziehung  
Seither Lehrtätigkeit im Schuldienst  
Beginn mit abstrakter Malerei  
Plastische Bilder und Reliefs  
(Kraterbilder)  
1968  
Hinwendung zu polit. engagierter  
Grafik. Gründung der Gruppe 7  
1980  
Wiederaufnahme der Malerei

### Ausstellungen (Auswahl)

1965  
Kultusministerium Saarbrücken (G)  
1967  
Kongreßhalle Saarbrücken (G)  
Studio Kreuzer Saarbrücken (E)  
1968  
Marktstraße 7, Neunkirchen (G)  
1970  
Saarlandmuseum,  
Moderne Galerie Saarbrücken (G)  
Bildhauersymposion,  
Galerie Beck, Zweibrücken (G)  
Galerie Elitzer, Saarbrücken (E u. G)  
Galerie Beck, Zweibrücken (G)  
Stadthalle Öhringen  
1971  
Galerie Soulanges, Paris  
Galerie Monika Beck, Zweibrücken (G)  
1973  
Camera, Saarbrücken (E)  
Galerie Monika Beck, Schwarzen-  
acker (G)  
Grafik 73,  
Moderne Galerie Saarbrücken (G)  
1974  
Kunstwerkstatt,  
Galerie Rohleder, Darmstadt (E)  
Haus Bethanien, Berlin (G)  
Galerie Elitzer, Saarbrücken (E)  
1975 u. a.  
Buchhandlung Galerie SZ SB (E)  
Academie Beaux Arts, Metz (G)  
Pfalzgalerie, Kaiserslautern (G)  
Goetheinstitut, Casablanca (G)  
Galerie St. Johann, Saarbrücken (G)  
1976  
Moderne Galerie Saarbrücken (G)  
Schloßkellergalerie, Darmstadt (E)  
Wanderausstellung UdSSR, Leningrad,  
Kiew, Tbilissi, Eriwan (G)  
1977  
Galerie Brinkmann, Amsterdam (G)  
Galerie im Zwinger, St. Wendel (G)  
Kunstwerkstatt, Darmstadt (E)  
Ausstellungen polit. Grafik in Kiel,  
Kaltenkirchen, Bochum, Berlin, Frank-  
furt, Hamburg, Bonn etc. (G u. E)  
Intern. Mail-Art Ostberlin und  
Utrecht (G)  
1978  
„10 Jahre Gruppe 7“,  
Moderne Galerie Saarbrücken (G)  
Galerie Weinand-Bessoth, Saar-  
brücken (E)  
„Kunst gegen Atomkraft“, Hamburg,  
Saarbrücken, Kassel (G)  
Plakatausstellungen in Berlin und  
Hamburg (E)

1979

Galerie d'art de l'université, Moncton,  
Canada (G)  
Galerie 3–, museum saint john,  
Canada (G)  
1980  
Micro-gallery of California,  
Sacramento USA (G)  
Kunstverein Gütersloh (G)  
Galerie Weinand-Bessoth (E)  
Mail-art, Köln (G)  
1981  
Hochschule für Gestaltung, Kassel (G)  
1982  
Galerie im Zwinger, St. Wendel (E)  
Saarländische Künstler in Nantes (G)  
1983  
Galerie Weinand-Bessoth, Saar-  
brücken (E)  
Kunstverein Darmstadt (G)  
1984  
Ausstellung 1984, Moderne Galerie,  
Saarbrücken, Straßburg, Brüssel und  
Eindhoven (G)  
Fotoausstellung Leicester (G)  
1985  
Galerie Weinand-Bessoth, Saar-  
brücken (G)  
Galerie im Zwinger (G)  
Galerie im Hof, St. Wendel (G)  
1986  
Stadtgalerie Saarbrücken (G)  
Galerie Weinand-Bessoth, Saarbrücken  
(E)  
1987  
Galerie im Zwinger, St. Wendel (G)  
1988  
Kunstszene Saar,  
Moderne Galerie Saarbrücken (G)  
Saarländischer Künstlerbund,  
Venetien. Italien (G)  
Stadtgalerie Saarbrücken (G)  
1989  
Musica 89, Moskau (G)  
Galerie K, Barbara Kippenberger,  
Köln (E)  
1990  
Galerie Weinand-Bessoth, Saar-  
brücken (E)

### Wandarbeiten

Düsseldorf, Ottweiler und Saarbrücken

### Veröffentlichungen

In vielen Zeitschriften und Büchern  
u. a. in Rowohlts Enzyklopädie 1986  
Bd. 431,  
Mitherausgeber der Zeitschrift  
EINZELHEITEN.  
Buchillustrationen, Titelbilder, Cover,  
Plakate u. v. m.

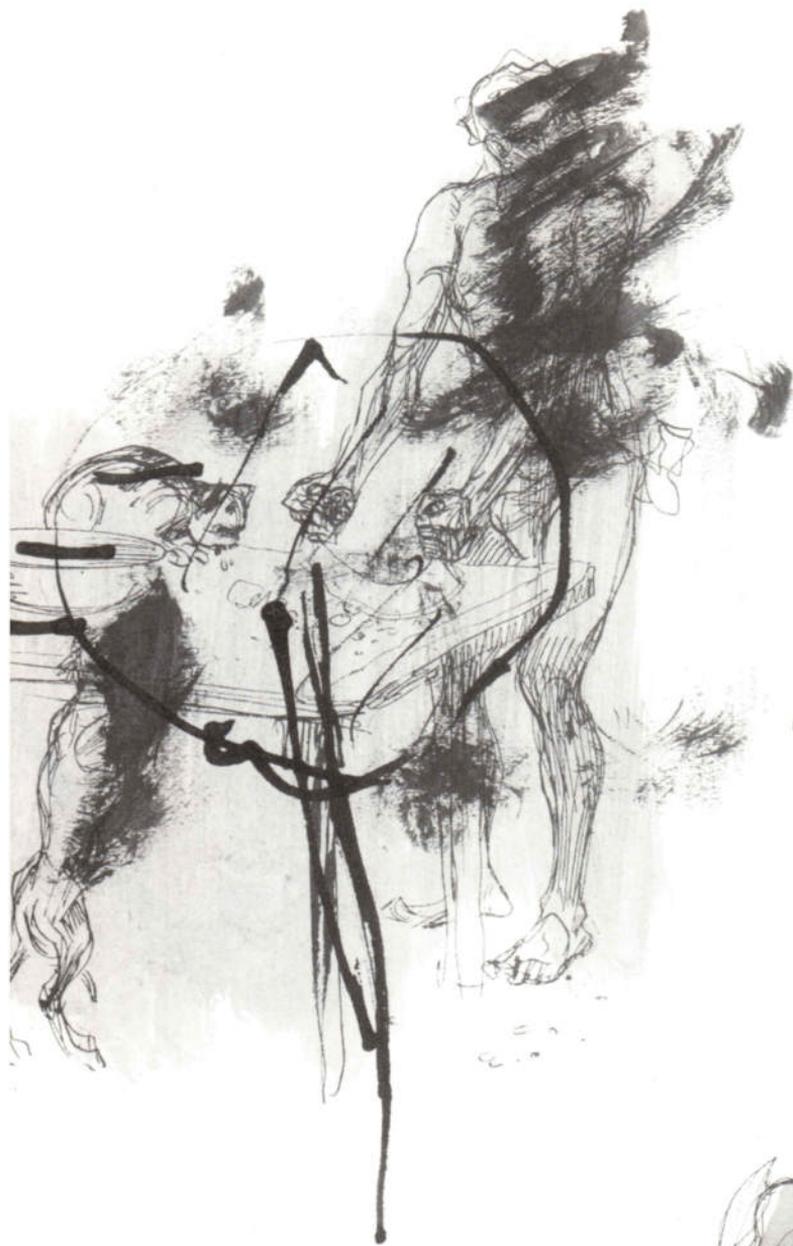
Skizzenbuch





—

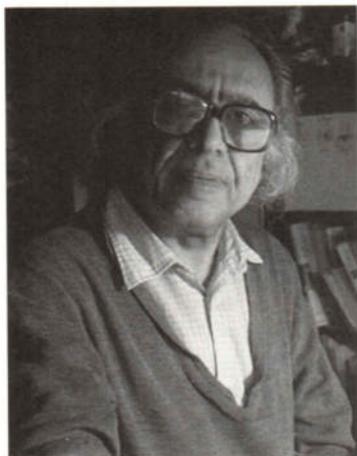




# Ein ‚Wartbürger‘ im colchidisch-kolchosischen Häuschen

Der deutsch-georgische Schriftsteller Giwi Margwelaschwili  
Von Ralph Schock

*Geboren und aufgewachsen in Berlin, 1948 in das Land seiner Vorfahren verschleppt: ein deutscher Schriftsteller in Tbilissi. Unbekannt und ungedruckt in jenem Land, dem er sich durch Geburt, Sprache und intellektuelle Orientierung zugehörig fühlt; Fremder und Außenseiter auch in Georgien: ein riesiges Werk harret der Entdeckung.*



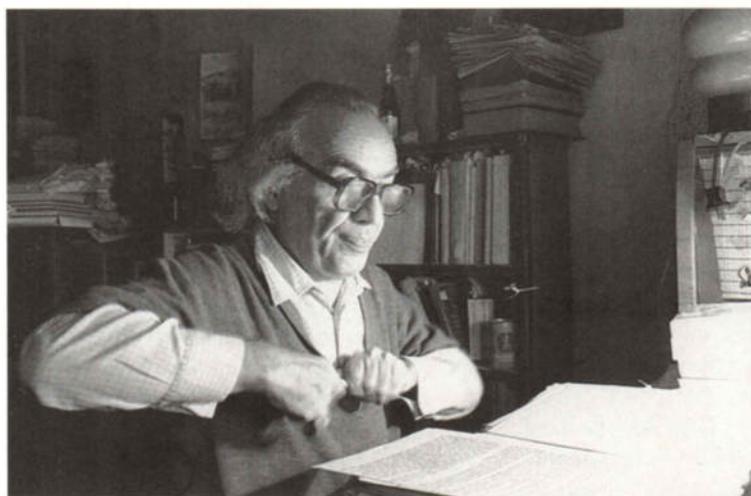
Gehört hatte ich von Giwi Margwelaschwili vor längerer Zeit über einen gemeinsamen Bekannten, den Ostberliner Liedermacher Ekkehard Maaß, im November letzten Jahres habe ich ihn dann in Tbilissi besucht. Er wohnt in einem jener trostlosen Wohngebiete weit außerhalb des Zentrums, die in den fünfziger Jahren so billig wie irgend möglich in Massenbauweise hochgezogen worden sind. „Chrutschowskajas“ heißen diese Siedlungshäuser mit jeweils hunderten von Wohnungen, die so niedrig, so verwinkelt und so eng geplant wurden, daß – wie Giwi erzählte – Särge nicht durch das Treppenhaus und die Wohnungstüren passen, sondern durch die Fenster herein- und herausgeschafft

werden müssen. Giwis Ein-Zimmer-Reich liegt im obersten, dem fünften Stock eines solchen Hauses. Es ist unbeschreiblich, was auf diesen paar Quadratmetern alles Platz hat. Bücherschränke, Regale, Ablagetische, ein Schreibtisch, ein Bett, Stühle, ein Fernseher, zwei alte Radiogeräte, zwei mechanische Schreibmaschinen mit lateinischen und kyrillischen Lettern und überall: Manuskripte, Exzerptebündel, Entwürfe, Notizen. „Was irdisch Eßbares gibt es bei Giwi meist nicht“, hatte mich Ekke vorgewarnt, „das mußt Du Dir von den reichen Tischen mitnehmen“. So war es nicht: ein Bekannter Giwis brachte Käse, Wein und einen gebratenen Truthahn. Aber Giwi war viel zu beschäftigt mit Vorlesen und Erzählen, um zu merken, wie köstlich es schmeckte.

Mehrmals haben wir uns getroffen, einen halben Tag haben wir in einem Studio von Gostele-radio Tbilissi verbracht, um Sendungen aufzunehmen. Kennenlernen konnte ich dabei nur einen Bruchteil seines Werkes, das mehrere Romane, Erzählungen, Gedichte und philosophi-

sche Abhandlungen umfaßt; dafür aber einen faszinierenden Menschen und einen besessenen Autor, der in einer gewaltigen Anstrengung sein einzigartiges Schicksal nicht nur nachzuzeichnen sich vorgenommen hat, sondern dieser verrückten Biographie mit großer Verzweiflungskraft einen Sinn zu geben sich bemüht.

Giwi Margwelaschwili kam 1927 als Kind georgischer Emigranten zur Welt, die 1921, nach der Annexion Georgiens durch die Rote Armee, ihre Heimat verlassen hatten und nach Berlin übergesiedelt waren. „Auf einer altcolchidischen Wartburg geboren, (...) aufgewachsen in einem immer stärker werdenden Mißtrauen zu verdrehten Häuschen mit fragwürdigen Mamassachlisis (georgisch: Vater des Hauses oder Häuschens) und zu dem Goglimogli (georgisch: eigentlich mit Zucker angerührtes Eigelb, zu essen für Babys und Kinder im Wichtentaler), das sie ihren Hausbewohnern immer gerne eintrichtern möchten“. So formuliert es Margwelaschwili einleitend in einem zweiseitigen

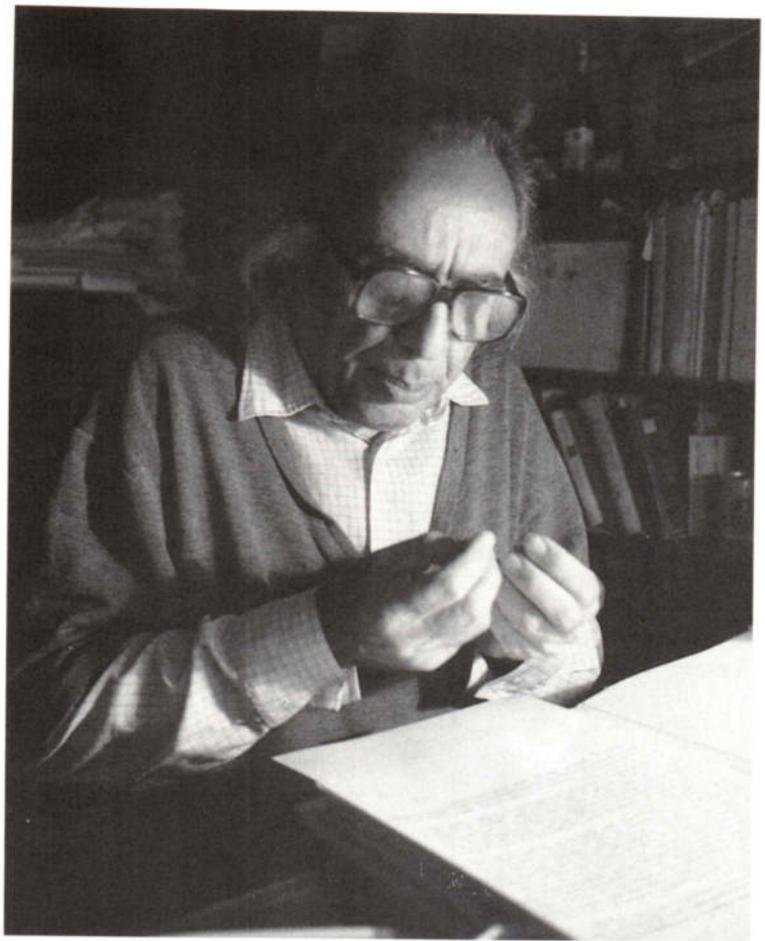


autobiographischen Abriss, den er in einer der erwähnten Sendungen über sich vorlas.

Die Verwendung georgischer Begriffe in seinem deutschen Text ist ein Stilmerkmal dieses Autors, ebenso der metaphorische Gebrauch dieser Begriffe: Goglimogli ist eben auch der Brei, der massenhaft zur ideologischen Abfütterung verabreicht wird. Zwei Hauptsorten gibt es übrigens davon: eine deutsche („Nr. 27“) und – zehn Jahre länger schon – eine russische („Nr. 17“). Das Wort „Mamasschlissi“ braucht er phonetisch nur ein wenig zu forcieren („Mamasschlissimus“), und die erwünschte Assoziation zu „Generalissimus“, zum allmächtigen Vater (auch dem des Staates), stellt sich ein. „Kolchis“ ist der alte mythologische Name von Georgien, und natürlich läßt sich der Autor die naheliegende Assonanz zu „Kolchose“ nicht entgehen, eine Synekdoche, die für den kommunistischen Machtbereich insgesamt steht.

„Schon sehr früh begeistert für Dixieländer (im Sinne der Jazz-Musik und der Länder, aus denen sie kommt) und für die Dixiebahn, welche als Gleitbahn in immer süßere und losere Freiheiten der Weg von den (verdrehten) Häuschen weg und hin zu den Wartburgen ist. Diese Burgen sind Befestigungen, auf denen Wartbürger (auch ganze Wartburgschaften) geduldig auf den großen Gesinnungswechsel in den Häuschen warten, eben darauf, daß der Mamasschlissi dort vernünftiger, sein Goglimogli genießbarer usw. wird.“

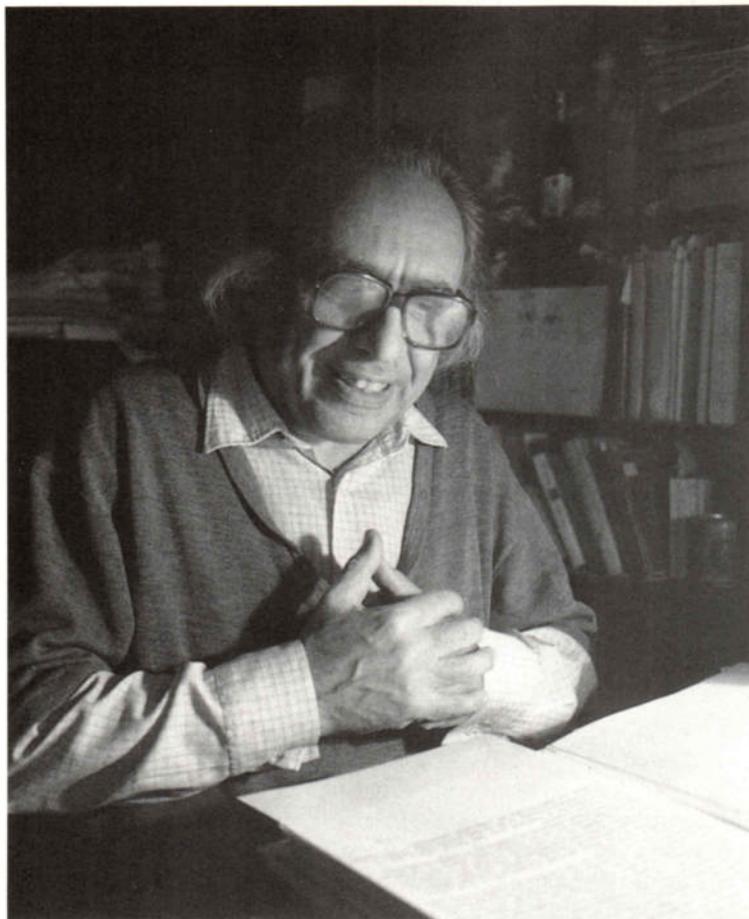
Giwi Margwelaschwili bildet sein deutsch-georgisches Zwangschicksal nicht nur sprachlich ab,



er erzählt diese Biographie auch nach. Eine Biographie, die sich lebenslang mit dem totalitären Verfügungsanspruch zweier ideologisch fundierter Regimes auseinandersetzen hatte; eine Biographie, die von diesem ungleichen Kampf tief geprägt wurde. Seine 1961 begonnene und kurz vor dem Abschluß stehende dreibändige Autobiographie „Kapitän Wakusch“ – die „Beschreibung eines (meines) Lese-Lebensweges zwischen Kosmos und Antikosmos, auf der Dixie-Deuxibahn vorbei an den verschiedensten Häuschen und Mamasschlissis“ – umfaßt viele hundert eng getippter Manuskriptseiten.

In der bereits erwähnten Skizze („Mein Lese-Lebenslauf“) erwähnt er auch den Eingriff der großen Politik in sein Leben, der ihn bis heute traumatisiert. Nachdem sein Vater, Vorsitzender der Vereinigung der Exilgeorgier während des Dritten Rei-

ches, und er selbst den Kampf um Berlin überlebt hatten – Giwi Mutter hatte bereits 1937 Selbstmord begangen –, erhielt dieser Anfang 1946 von der sowjetischen Kommandantur eine Einladung zum Abendessen, die er arglos annahm: in Begleitung seines Sohnes wurde er von einem Wagen abgeholt und in den Ostsektor der Stadt gebracht. In der Skizze heißt es: „Im Februar 1946“ (Giwi war gerade 18 Jahre alt) „Übertölpelung meines Ex-Mamasschlissimus durch den Geheimdienst des kolchosischen Kosmos, seine Entführung zusammen mit Söhnchen (mit mir) aus dem dixieländisch-bostonischen Sektor Berlins in den kolchosischen. Hier die Trennung der beiden. Exmamasschlissimus ist nach Verurteilung durch Mamasschlissimus dann irgendwo am Polarkreis interniert und dann erschossen worden. Sein Sohn (ich) ist nach einem Monat Bunkerhaft und 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahren Auf-



enthalt in Sachsenhäuschen (vormaliges deutes und dann kolchosisches KZ-Lager der frühen Nachkriegszeit) über Moskau nach Tbilissi geflogen und dort bei seiner Tante zur Bemutterung abgegeben worden“, – ohne des Georgischen oder auch nur des Russischen mächtig zu sein. Vier Jahrzehnte lang durfte er dann seinen Verbannungsort nicht mehr verlassen. „Möchte Ihre Einladung schriftlich“, heißt es in der Skizze abschließend, „um die kolchosischen Behörden zu testen, ob sie ihn darauf fahren lassen oder nicht (oder ob er immer noch und dann sicher schon für immer ihr Nachkriegsgefangener bleibt oder nicht). Setzt seine letzten Hoffnungen auf die jetzige Politik der Glasnost und Perestrojka“. Wenigstens für Giwi Margwelaschwili hat Gorbatschows Erneuerungskurs ein positives Ergebnis gezeigt: Vor zwei Jahren durfte er aus Anlaß eines Heidegger-Kongresses drei Tage

lang in die Bundesrepublik reisen.

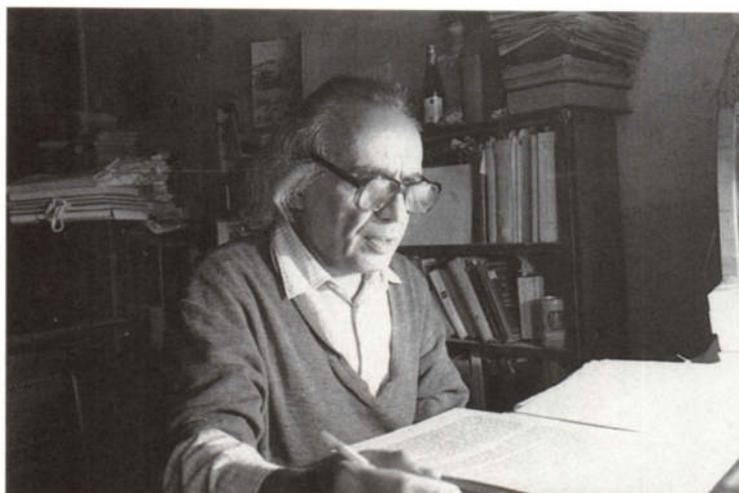
„KZ Sachsenhäuschen“ ist ein winziger Ausschnitt aus dem zweiten Band der Autobiographie. In dem in den ‚Saarbrücker Heften‘ abgedruckten Abschnitt beschreibt Giwi Margwelaschwili ein unvergeßliches Erlebnis in diesem Lager: die von der sowjetischen Leitung angeordnete Aufführung des „Faust“-Dramas mit dem ebenfalls einsitzenden Heinrich George in der Titelrolle.

Der Auszug ist typisch für den rasonierenden Stil zahlreicher Partien des Manuskripts, andere Teile sind eher erzählend gehalten. Eingebettet ist das gesamte Schreiben dieses Autors in eine ganz eigentümliche philosophische Makrostruktur.

Die Verschleppung aus Berlin ließ ihn mit Macht an dem Kultur- und Sprachraum festhalten, dem er sich bis heute zugehörig fühlt. Giwi Margwelaschwili lebt seit Jahrzehnten in zwei völ-

lig voneinander geschiedenen Welten: in der eines kommunistischen („kolchosischen“) Regimes, das ihm bis in die jüngste Zeit die meisten Menschenrechte verwehrte; er ist abhängig von einer Bürokratie, die ihn gängelt und bevormundet; er wird bespitzelt von einem Geheimdienst, der ihn bis heute überwacht – in der Regel versteckt, manchmal aber auch offen und dreist. Seine andere, eigentliche Lebenswirklichkeit ist die seiner Bibliothek, seines Werks. Mit Autoren und Gestalten vor allem aus der deutschen, aber auch aus der französischen, englischen, italienischen, spanischen und russischen Literatur des 17. bis 20. Jahrhunderts pflegt er täglichen Umgang. (Befragt übrigens, wie die teilweise kostbaren Ausgaben in seiner Bibliothek in seinen Besitz gelangt seien, erzählte er von sog. Beutemärkten der Roten Armee überall in der Sowjetunion in den frühen 50er Jahren; Märkte, die er – soweit seine finanzielle Lage es zuließ – systematisch auf diese Kriegsbeute aus deutschen Büchereien hin durchstöberte).

Der Umgang Giwi Margwelaschwilis mit den literarischen Gestalten seiner zweiten (besser: ersten) Lebenswelt ist nun allerdings nicht der eines Gelehrten oder Bibliothekars, sondern der eines Schriftstellers – und Kollegen: Als Autor greift er in literarisch fixierte Figurenkonstellationen z. B. eines Romans oder eines Gedichts ein, um sie – seinen Vorstellungen entsprechend – weiterzuführen. Über dieses Konzept einer „Lebenswelt in den Texten“ heißt es bei ihm einmal: „Als Schreibender muß man selbst in diese Welt hineinziehen,



das Lesen als Leben erfahren, um dem harten Schicksal der handelnden Personen qua Buchperson (Buchweltmenschen) richtig gerecht zu werden.“ Literarische Figuren sind abhängig von und angewiesen auf die Vorstellungskraft des Lesers, die ihnen Leben, d. h. eine Existenz verleiht. Borges, Unamuno und Calvino grüßen bei diesen Gedanken freundlich aus der Ferne.

Giwis „Buchweltmenschen“-Vorstellungen sind aber noch um eine Stufe radikaler: begreift er sich doch selbst als eine solche Figur, als Gestalt in einem fremden Text. „Sind denn“, so fragt er, nicht nur sein Schicksal im Blick, „die ideologischen Bibliotheken unserer Zeit nicht für Millionen Realpersonen im ontotextuellen Sinne schicksalhaft, d. h. buchpersonifizierend gewesen? (...) Die Ontotextualität in den Romanwerken herauszustellen, ihr Thema als Buchweltmenschenschicksal verständlich zu machen, das in vielen Fällen eine – schon von den Buchweltmenschen selber angestrebte – Korrektur verlangt, ist ein Hauptanliegen meines Schreibens Und:

„Meine poetischen Überlegungen drehen sich alle um das Problem der Gewinnung bzw. Erhaltung der unthematischen Freiheit bei thematisierten Menschen“.

Giwi Margwelaschwili ist angestellt als Philosoph an der Akademie der Wissenschaften in Tbi-

lissi, allerdings ohne Präsenzpflicht und Lehrverpflichtung (mit einem entsprechend geringen Gehalt). Er hat Arbeiten geschrieben über die Phänomenologie von Husserl, Scheler und Heidegger, drei philosophische Systeme, die er als „Explosionen des Kantischen Begriffs der transzendentalen Negation“ versteht, die alle auf die neue Vorstellung vom homo sapiens als offenem Onto-Text hinführen.

Der Oberbürgermeister der Stadt Saarbrücken hat Giwi Margwelaschwili für den Spätsommer dieses Jahres ins Saarland eingeladen. Nach Dorothea Kleine aus Cottbus und Louis Oury aus Nantes soll der georgische Schriftsteller und Philosoph als dritter sog. ‚Turmschreiber‘ aus einer der Partnerstädte Saarbrückens vier Wochen lang in Gersweiler sein Quartier beziehen.



# „Faust“ im Sachsenhäuschen

## Bericht über Heinrich Georges letzte Rolle

Von Giwi Margwelaschwili

In Sachsenhäuschen beginnt jetzt, im Sommer 1947 etwas ganz neues, ganz sensationelles, das das Interesse des Kapitäns Wakusch immer stärker in Beschlag nimmt: das Sachsenhäuschen bekommt ein Theater.

Eigentlich fing es damit schon viel früher, vermutlich so gegen Ende des Aprilmonats, an, denn die Proben zu dem Stück kosteten natürlich auch ihre Zeit. Sie wurden in einem Gebäude der vorderen Zone (also gewissermaßen in einem „Vorzimmer“ des Sachsenhäuschens) abgehalten, so daß im Lager nur die wenigstens, davon wußten. Für Wakusch und für die meisten übrigen Nachkriegsgefangenen kam das Bühnenspiel jedenfalls als vollkommene Überraschung. Ja selbst als schon die sichtbarsten Tatsachen das neue Gerücht unwiderlegbar bestätigten: als nämlich eine der leeren Baracken in ein Theaterhäuschen verwandelt wurde (als man die Pritschen von dort herauszog, um sie durch lange Sitzbänke zu ersetzen und an einem Ende dieser Baracke eine richtige Szene mit Vorhang entstand), wollten die meisten im Lagerje immer noch nicht recht an die ganze Sache glauben. Doch war, weil dann schon mehr und mehr Nachkriegsgefangene aus allen Baracken dafür mit eingespannt wurden, die Tatsächlichkeit dieser Vorbereitungen nicht mehr von der Hand zu weisen. Die kolchosischen Vickers machten in dem Sachsenhäuschen allen Ernstes ein Theater auf.

Was sie dazu bewog, steht geschichtlich nicht genau fest. Im Allgemeinen muß es wohl die Notwendigkeit gewesen sein, dem Sachsenhäuschen mit den Nachkriegsjahren einen kulturellen Anstrich zu geben. Denn dieses Lagerje befand sich ja, sehr im Unterschied zu den vielen anderen, tief in Kolchos (Colchis) selbst gelegenen, kolchosischen KZ-s, immerhin noch in Europa, nämlich in Ostminster oder auch anders gesagt: auf dem von den kolchosischen Vickers seit Kriegsende okkupierten östlichen Teil der Deuxibahn. Dort aber sind die kolchosischen Vickers, trotz aller ihrer unumschränkten Befehlsgewalt über Ostminster, in den Jahren 47, 48 und weiter aufwärts eben doch verpflichtet, anders aufzutreten als bei sich zu Häuschen (in Kolchos, Colchis). Da müssen sich nämlich diese Vickers großzügiger geben, als sie in Wirklichkeit (in Kolchos, Colchis) sind. Sie müssen, gerade weil sie ja in der Geschichte mit zu den Befreiern des europäischen Kontinents (d. h. der Dixie-Deuxibahn) von Goglimogli Nr. 27 zählen, jedem Häuschen, das sie

da befreit haben (also auch dem Sachsenhäuschen!) jetzt aber auch wirklich etwas mehr Freiheiten gestatten, als man dort bis 45 gekannt hat.

Denn andernfalls besteht die reale Möglichkeit, daß die in Hinsicht auf die Nachkriegspolitik der kolchosischen Vickers sowieso schon ziemlich mißtrauische Welt immer stärkere antikolchosische Tendenzen entwickelt und in all den sog. „befreiten“, aber im Grunde doch bloß nachkriegsgefangenen, deuten Häuschen der kolchosischen Besatzungszone helle Empörung gegen diese Politik ausbricht. Solches aber möchten die kolchosischen Vickers, welche ja die Absicht verfolgen sich auf der Deuxibahn kosmologisch festzusetzen (diese Bahn mit dem Goglimogli Nr. 17 systematisch zu durchsetzen) begreiflicherweise vermeiden. Darum greifen sie nun zu einem altbewährten, schon einstmals von allen römischen Imperatoren mit großem Erfolg benutzten, Mittel: sie geben dem Volk auf ihrem linken Abschnitt der Deuxibahn „panem er circenses“, also Brot und Zirkusspiele. (Letzteres ist hier moderner und exakter mit dem Begriff „Schauspiel“ und allgemeiner noch mit dem Wort „Specchio“ ausdrückbar). Jawohl, im Sommer des Jahres 47 scheuen sich die kolchosischen Vickers auf einmal schon nicht mehr, in ihrer Besatzungszone Specchios zuzulassen, weil sie nämlich erkennen, daß ihr Goglimogli in Europa desto leichter anzulegen ist, je untermhaltsamer sie ihn gestalten. Die Verteilung von Brot und Spiel erfolgte im Rahmen dieses neuen kolchosischen Programms allerdings nicht gleichmäßig. In Sachsenhäuschen z. B. bekam man zuerst das Spiel, d. h. das blendende, nahezu wie ein Wunder anmutende Barackentheater, wohingegen das Brot (und überhaupt das Essen innerhalb dieses Häuschens) dort immer noch lange in derselben kümmerlichen Quantität und Qualität verkonsumiert wurde. In Ostminster mag anderen (und freieren)orts das Verhältnis übrigens auch umgekehrt gewesen sein, d. h. mehr Speck und weniger Specchio seitens des Besatzers. Der zweite Grund, der die kolchosischen Vickers auch vielleicht mitveranlaßte, das Amusement in ihr Sachsenhäuschen einzuführen, war dann sicherlich auch noch der nun bei ihnen reife Plan dieses Häuschen langsam abzubauen: jemand an der sowjetischen Spitze mußte endlich begriffen haben, daß es dem Prestige ihres Kosmos (ihres Kolchos und Goglimoglis) nicht gerade förderlich war, wenn sie von dem vormaligen, bösen faschistischen KZ noch weiterhin so ausgiebig Ge-

brauch machten. Daher rührte, unseres Erachtens, gewiß auch das plötzliche Bestreben der Kolchosischen, den ganzen schrecklichen und doppelsinnigen Ernst ihrer Nach-, bzw. Erbfolge in dem Sachsenhäuschen mit ein bißchen Theater (sozusagen „per specchio“ und spielerisch) abzdämpfen.

Endlich erklärt sich die Kultivierung des Sachsenhäuschens dann auch sicherlich noch durch das bei den kolchosischen Vickers mit den Nachkriegsjahren immer ernsthafter betrachtete Projekt, ihre Zone als einen äußerlich unabhängigen deux-kolchosischen Staat einzurichten, d. h. allen denjenigen Deuxen, die sich dort nun schon ideologisch zu ihrem Kosmos (Kolchos) bekennen (denn auch solche finden sich in immer wachsender Zahl in dem von diesen Vickers besetzten Deuxibahnteil), die Aufsicht über alle Häuschen in Ostminster (auch über das Sachsenhäuschen) zurückzugeben. Bis zur Gründung der DDR ist es in dem heißen Sommer des Jahres 1947 zwar noch weit, aber der Vorsatz alle Häuschen in Ostminster (auch das Sachsenhäuschen) allmählich wieder unter deuxe Verwaltung zu stellen, muß bei den Kolchosischen schon für diese Zeit bestanden haben und ebenso sicher ist, daß in dem angezeigten Jahr kolchosischerseits auch die ersten Schritte zur Verwirklichung dieses Vorsatzes getan wurden. Häuschen wie Sachsenhäuschen waren nun aber schwer an Deuxe (vor allem an solche von kolchosischer Gesinnung, d. h. an überzeugte deuxe Kommunisten Ostminsters) zurückzuerstatten, wenn sie (diese Häuschen) sich prinzipiell in nichts von ihrer Existenzart vor 45 unterschieden, wenn sie im Grunde immer noch als dieselben KZ-s in Betrieb waren, wo die kolchosischen Vickers seit 45 alle verdächtigen, überhaupt alle ihnen auf der Deuxibahn unerwünschten, Personen rücksichtslos zusammentrieben. Die Tatsache dieser traurigen Unterschiedslosigkeit hätte nämlich ebenso wie manches andere z. B. die immer noch sehr frische Erinnerung an den gewaltsamen Einzug der kolchosischen Truppenteile in die Dixiebahn deuxer Frauen, oder der gewaltsame Abzug ganzer Gebietsstreifen von der Deuxibahn zu Gunsten benachbarter Dixieländer (vor allem Polens), sicher noch ein zusätzliches häßliches Licht auf die Befreier geworfen und die sich jetzt langsam anbahnende deux-kolchosische Allianz in ihren Anfängen erheblich gestört. Um daher auch die Sachsenhäuschen mit besserem Gewissen wieder in deuxe Hände legen zu können, war es möglicherweise (wir stellen hier nur Hypo-

thesen vor) nach kolchosischer Auffassung noch nötig, daß diese Häuschen innen gemütlicher, bzw. geselliger, aussahen als vor 45, daß sie einen kleinen regulären Zeitvertreib für ihre internierten Wartbürger enthielten und der Eindruck entstand, als hätten diese Lager seit ihrer Übernahme durch die Kolchosischen neben vielen anderen bedeutenden Vorteilen (wie z. B. dem Fehlen von Gas- und Folterkammern) sogar auch noch ein unverleugbares Kultur-niveau entwickelt. Hinter dem Theater in Sachsenhäuschen ist also auch noch das nächste große Ziel der kolchosischen Politik in Europa, nämlich die politische Verselbständigung Ostminsters als Ursache vermutbar.

In dem Lager selbst ist das Reagieren auf die Bühne verschieden. Viele, vielleicht die meisten unter den Nachkriegsgefangenen, nahmen, solange sie selber nicht vor der Szene sitzen und der Specchio beginnt, das Theater mißtrauisch auf: sie halten es für ein Affentheater, für eine lächerliche Farce der kolchosischen Vickers mit der üblichen, billigen Propaganda für ihren Kosmos (Kolchos). Eine andere, an sich auch ganz richtige, Meinung ist, das Theater sei in dem Sachsenhäuschen überhaupt und insbesondere noch der armseligen Verpflegung dieses Häuschens wegen völlig unangebracht: die Kolchosischen hätten besser getan die Brotrationen ihrer Nachkriegsgefangenen zu erhöhen, anstatt ihnen mit Spielereien zu kommen u. ä. Nur die wenigsten im Lager wittern die günstigen Hintergründe dieser Bühne: die gerade für alle Wartbürger von Sachsenhäuschen so ungemein hoffnungsvolle, so vielversprechende historische Tiefe ihrer Kulissen. In dem Lager ist also das Interesse an dem Theater anfangs nicht sonderlich hoch und mindestens die Premiere wäre, wenn nicht ein ausdrücklicher Befehl der Kolchosischen alle Baracken förmlich gezwungen hätte dorthin zu gehen, wohl nur sehr dünn besucht gewesen. Nun hätte aber die Aufführung ein solches Boykott seitens der Nachkriegsgefangenen gewiß nicht verdient. Sie konnte sich nämlich – besonders was das Spiel ihres Hauptdarstellers anbetraf – getrost überall (d. h. in jedem anderen Häuschen, vor allem in jedem Theaterhäuschen) sehen lassen, ohne an künstlerischem Gewicht zu verlieren.

In dem provisorischen Zuschauerraum begriffen das vor allem die internierten Wartbürger deuxer Nationalität am ehesten, d. h. schon gleich von dem ersten Moment an, als der Vorhang da auseinander-schnellte und sie in dem grellen Bühnenlicht, am ho-

hen Pult vor dickem, aufgeschlagenem Folianten denjenigen erblickten, der die Seele des ganzen Stückes war. Da stand, sprach und spielte nämlich niemand anders als der prominente (wenigstens in der Vorkriegs- und Kriegszeit auf der gesamten Deuibahn wohl bekannte und gefeierte) deuxe Staatschauspieler Heinrich George. Ja, es war derselbe imposante Mann, der durch seine vitale Schauspielerkunst übrigens auch einen guten Namen unter den deuxen Pipos, Pipas jener Zeit besaß: den da viele von vielen Theaterhäuschen und von noch viel mehr Lichtspielhäuschen her kannten (z. B. war Wakusch George selbst noch in Sachsenhäuschen aus dem, etwa um das Kriegsjahr 42 entstandenen, Film „Der große Schatten“ in deutlicher Erinnerung). Der Anblick Georges auf der Bühne von Sachsenhäuschen kam für den größten Teil der Zuschauer dort nicht nur als große, sondern gewiß auch als eine recht schmerzliche Überraschung. Er bewies ja allen da Versammelten eindeutig genug, daß die Rache der kolchosischen Vickers auf der Deuibahn auch nicht einmal vor Bühnen-, bzw. Filmsternen halt gemacht hatte, daß außer den gewöhnlichen deuxen Wohn-Häuschen sogar auch noch die deuxen Theater-, bzw. Lichtspielhäuschen von diesen Vickers in der unbarmherzigsten Weise entvölkert worden waren.

Darum geht ganz am Anfang der Vorstellung kaum bemerkbar (denn es sitzen ja auch mehrere kolchosische Offiziere mit im Zuschauerraum und natürlich möchte auch kein deuxer Nachkriegsgefangener das Schauspiel unnötig in Gefahr bringen) eine Welle der Entrüstung durch das Publikum. In jenem ersten aufregenden Moment stellt sich Kapitän Wakusch zusammen mit allen anderen, verdattert gaffenden, nachkriegsgefangenen deuxen Pipos die Frage: Nanu! Wie kommt denn der George hierher (d. h. nach Sachsenhäuschen)? Wie und warum das passieren konnte, das kann ihnen dort natürlich keiner (vermutlich auch selbst George nicht) sagen. Dieses traurige Faktum gehört eben zu den vielen beklagenswerten und unlösbaren Rätsel, welche die kolchosischen Vickers der Welt (insbesondere den Deuxen in Ost und West) und der Geschichte in den ersten Nachkriegsjahren aufgegeben haben. Für die Pipos (auch für Wakusch) ist George in Sachsenhäuschen so unvorstellbar, daß sie anfangs glauben, die Kolchosischen hätten ihn nur zu ein paar Gastrollen in das Lagerje gebeten. Erst als bekannt wird, daß der große Schauspieler schon lange (und bis zu der Aufführung des besagten Theaterstückes eigent-

lich auch kaum beachtet) in Sachsenhäuschen lebt, nehmen die letzten Zweifler es fassungslos zur Kenntnis: Auch Heinrich George ist ein Nachkriegsgefangener!

Das Rätsel besitzt indessen mehrere interessante, von den Nachkriegsgefangenen in Sachsenhäuschen selber aufgestellte und eifrig umstrittene Deutungen. Manche meinen da, der Ehrentitel „Staatschauspieler“, der ja bekanntlich vor allem in den Jahren zwischen 33 und 45 als höchste Auszeichnung für entsprechende Kulturschaffende auf der Deuibahn gültig war (wo sich also das Wort „Staat“ mit den diktatorischen Zuständen und dem blutigen Mamasschlismus in den deuxen Häuschen jener Periode assoziiert), habe das ganze Unglück über George gebracht: er sei den Kolchosischen gerade durch diesen dummen, von Goglimogli Nr. 27 gänzlich impregnierten, Titel verdächtig, d. h. als hoher Würdenträger des von ihnen mit so viel Mühe zu Fall gebrachten N.S.Regimes erschienen und für einen Deuxen der allerersten Nachkriegszeit wäre ja weiter auch nichts mehr nötig gewesen, um dem brutalen Entnazifizierungsprogramm der NKWD zu verfallen. Nach einer anderen Version soll George bis 33 überzeugter Kommunist (also Anhänger des Goglimogli Nr. 17) gewesen sein und sich nach 33 förmlich zu dem grundverschiedenen Goglimogli Nr. 27 und allen seinen politischen Konsequenzen (Diktatur, Aufhebung von Wartburgen, totaler Mamasschlismus usw.) bekannt haben. Zur Strafe für den Fahnenwechsel sitze er nun von den Kolchosischen verachtet und verurteilt, nachkriegsgefangen in Sachsenhäuschen. Diese und ähnliche Hypothesen sind in den Augen von Wakusch und vielen anderen, fortschrittlicheren Pipos selbstverständlich nicht stichhaltig. Denn wahre Kunst und echte Künstler sind, trotz allem, was die kolchosischen Vickers dagegen behaupten, an keinen Staat, d. h. an keine Häuschen (es sei denn an Theater-, bzw. Lichtspielhäuschen, welche man ja unmöglich zu richtigen Häuschen zählen kann) gebunden. Einen tieferen Zusammenhang sieht hier nur, wer die Dinge, nämlich Kunst und Künstler, ungeniert auf den Kopf stellt: wer beides als grundsätzliches Eigentum von Häuschen (auch Sachsenhäuschen) vorstellt.

Der Mann, der da vor das gespannte, nachkriegsgefangene Publikum tritt, ist aber, wenn man genauer hinsieht, eigentlich auch gar nicht mehr so ganz der alte George. Denn wie allen anderen, so hat auch das Sachsenhäuschen dem Stern in jeder Beziehung

übel mitgespielt. Da ist z. B. nichts mehr von der einstigen, wuchtigen Körperfülle dieses Schauspielers, nichts mehr von seiner massigen Gestalt: ausgehöhlt und in erschreckend verringerten Konturen steht er auf der Bühne. Im Vergleich zu vielen anderen, streichholzdünnen Statisten, welche dort noch hin- und herlaufen, kann man ihn zwar immer noch getrost als beleibt ansprechen. Aber es ist etwas krankhaftes in dieser Korpulenz. Etwas, was den besorgten Wakusch sekundenlang an das hinterhältige (unmerklich steigende) Grundwasser in den Wartburgen(-bürgern) von Sachsenhäuschen denken läßt. Ihm will scheinen, als ob George an derselben bösen Epidemie leidet wie jeder zweite hier in Sachsenhäuschen, nämlich an Unterschwemmung. Dieser leise und auch nur ganz flüchtige Verdacht des Kapitans soll sich schon in der nächsten Woche auf das grausamste bestätigen: ein Herzschlag nimmt dann George plötzlich aus dem Sachsenhäuschen fort in die ewige Ruhe. Das Lager sah ihn außer in der Premiere nur noch in drei Vorstellungen.

Es ist zu Zwecken einer besseren Verdeutlichung der Symmetrie und Assymetrie im Verlauf verschiedener Privatgeschichten auf der Deuxibahn vor und nach 45 hier vielleicht nicht unangebracht, das traurige Los Georges mit dem viel gelinderen Schicksal des in jener Zeit mindestens ebenso großen deuxen Staatsschauspielers Gustav Gründgens zu vergleichen. Das Glück von Gründgens war, daß er sich nach 45 noch rechtzeitig von den Kolchosischen absetzen und bis zu den charlestonisch-bostonischen Vickers in Westminster durchkommen konnte. Dieser blitzschnelle Positions-, bzw. Zonenwechsel ermöglichte Gründgens weiterhin für die deuxe Bühne und den deuxen Film wirksam zu bleiben: in beiden Bereichen noch manche große Rolle zu verwirklichen und auch sogar noch als Intendant eines führenden deuxen Theaterhäuschens lange tätig zu sein. Sein Lebensabend ging denn auch dementsprechend, d. h. in geordneter Weise, zu Ende, d. h. er verschied in keinem Sachsen-, sondern in seinem eigenen Privathäuschen. Daß dieser Stern der Deuxibahn erhalten blieb, ist vor allem das Verdienst der charlestonisch-bostonischen Vickers, welche – da sie die Künste wesentlich richtig, d. h. von den politischen Goglimoglis scharf getrennt betrachten – auch alle Künstler (alle unter dem N.S.Regime aufgegangenen Bühnensterne) auf der Deuxibahn im Prinzip ungeschoren ließen.

Ob die Wahl des Repertoires allein von den Kol-

chosischen getroffen wurde oder ob darüber auch die nachkriegsgefangenen Deuxen (vor allem George) mitentscheiden durften, können wir nicht mehr sagen. Heute kommen alle Versuche, diese Sache zu erhellen, längst zu spät und in dem Sachsenhäuschen selbst fiel es seinerzeit niemandem (d. h. weder Wakusch noch irgendeinem anderen nachkriegsgefangenen Pipo) ein, danach zu fragen. Mit größerer Sicherheit aber läßt sich bestimmen, warum die kolchosischen Behörden des deuxen KZ-s die Auf-führung des „Faust“ dort gestatteten, warum sie gerade die Realisierung dieses Goethestücks genehmigten, anstatt – wie es doch eigentlich von ihnen mehr zu erwarten gewesen wäre – auf die Inszenierung irgendeines kolchosischen (die Idee des kolchosischen Kosmos propagierenden) Dramas (wovon es ja in deuxer Sprache auch eine genügend große Anzahl gibt) zu bestehen. Die Erklärung dafür liefert uns der innere Knoten der ganzen Tragödie, nämlich das Bündnis mit dem Teufel, d. h. der von Faust freiwillig eingegangene, gefährliche Pakt mit dem bösen Gemächte, welcher in der jüngsten Nachkriegszeit (die ja auch zugleich die Zeit der wildesten dixieländisch-kolchosischen Bewertung des gesamten deuxen Kulturerbes war) nicht etwa nur bei den Kolchosischen, sondern auch noch bei vielen Deuxen von Ruf (bei Schriftstellern, Goetheforschern) die Parallele zu dem politischen Verhängnis der Deuxen zwischen 33 und 45 wachrief, und sie bestimmte, diesen Goethedanken als Symbol für jene schlimmen historischen Entwicklungen auf der Deuxibahn zu gebrauchen. Bezeichnend ist ferner, daß sich gerade diese Faustrezeption am längsten in Ostminster gehalten hat: z. B. kam der „Faust“ noch während der 60-ziger Jahre in verschiedenen Theaterhäuschen der DDR (so leider auch in Weimar) mit in SA- und SS-Uniformen ausgestaffierten Mephistos auf die Bühne.

Alle solche und ähnliche Auslegungen des Stückes sind natürlich auch vorzüglich geeignet, ein schiefes Licht auf seinen ersten und letzten (nämlich goethischen) Sinn zu werfen, also die Fausttragödie von A bis Z zu diskreditieren. Versuche, das Goethewerk unter dem fragwürdigen Gesichtspunkt neuzeitlicher Goglimoglis vorzustellen, dürfen, gesetzt daß so etwas im Prinzip überhaupt möglich ist, nicht an die Intention seines Verfassers rühren. Um zulässig zu sein, müßten sie die Goglimoglis in den Faust hineinbringen, ohne seine Grundidee dadurch zu schmälern. Ein drastisches Beispiel für das Umge-

kehrte, d. h. für die willkürliche Verquickung der Tragödie mit bösem politischen Goglimogli und für die logisch daraus folgende absolute Infragestellung ihrer Gesamtkonzeption, liefert uns der Beschluß der kolchosischen Vickers die Theatersaison in Sachsenhäuschen gerade mit dem „Faust“ zu eröffnen. Nun sah man da zwar keine SA- und SS-Uniformen auf der Bühne (für die szenische Verwendung solcher Kostüme war möglicherweise noch zu wenig Nachkriegszeit verfließen), aber der Ort der Vorstellung, nämlich das mit nachkriegsgefangenen Deuxen voll besetzte Barackentheater von Sachsenhäuschen, genügte an sich schon vollkommen, um den intendierten Bezug zwischen der Tragödie und der jüngsten deuxen Geschichte klar erkennen zu lassen: da wurde die Faustfigur automatisch zum Symbol der versuchten, d. h. zu Goglimogli Nr. 27 verlockten, Deuxen, und der Vertrag mit dem Teufel deutete auf ihre unselige Verknüpfung mit diesem Goglimogli im Jahre 33.

Da war der immer tiefer sinkende, von Bild zu Bild und von Akt zu Akt immer in mehr Sünden verstrickte Faust auch zugleich ein unmißverständlicher Wink auf das *deux* Drama zwischen 1933 und 1945. Da bekam der Mephisto die Bedeutung des deuxen Mamassachlissimus jener 12 fatalen Jahre, und sein ganzes teuflisches Ränkespiel mit Faust stand auch für das vernichtende Wirken und Walten dieses Mamassachlissimus auf der *Deuxi-Dixie*bahn. In Sachsenhäuschen wurde bezeichnenderweise nur der erste Teil der Tragödie gegeben, also der Teil, wo sich Faust im Großen und Ganzen noch bereitwillig von Mephisto führen läßt und wo es mit ihm denn auch entsprechend bergabwärts geht (wo er durch die Umtriebe seines tückischen Lehrmeisters schließlich auch noch den Tod von drei Personen: nämlich von Valentin, Margarete und von seinem eigenen Kind faktisch mit verschuldet). Der zweite, viel wichtigere, in seinem Endergebnis auch wesentlich hellere Teil des Stückes, d. h. der Teil, in dem Faust am Schluß dennoch die Vergebung des Himmels zuteil wird, kam – wohl weil er der symbolisierenden Grundidee dieses ganzen kolchosischen Bühnenprogramms schon zu wenig entsprach – im Lager selbstverständlich nicht auf die Szene. Als Ersatz dafür konnten und sollten sich wahrscheinlich auch die Nachkriegsgefangenen etwas ganz anderes, von dem Finale des besagten Goethewerkes durchaus unterschiedliches, nämlich das Sachsenhäuschen, in dem sie alle selber saßen, vorstellen.

Ihr allerletzter und lehrreichster Schlußgedanke, wenn sie das Theater verließen, sollte der Gedanke an dieses Häuschen sein, an das Sachsenhäuschen als unvermeidliche, strenge Endstation für alle politischen Sünder, in erster Linie für solche, die dem Goglimogli Nr. 27 auf der *Deux*ibahn Folge leisteten.

In zweiter Linie hatte man sich das Sachsenhäuschen da noch als den unvermeidlichen Parkplatz für alle diejenigen vorzustellen, die in der neuen Weltlage nach 45 mit den neuen Mephistos, nämlich den charlestonisch-bostonischen Vickers, gemeinsame Sache gegen den kolchosischen Kosmos machten (für Spione, Exmamassachlissis und alle Typen von antikolchosischen Wartbürgern in West- und Ostminster). Denn in dem Sachsenhäuschen sollte mit dem Fauststück natürlich auch auf die Gegenwart angespielt werden: auf den kalten Krieg und auf die Opfer, d. h. auf die vielen Nachkriegsgefangenen in den kolchosischen Lagerjes, die er forderte. Das Stück war also im Ganzen (mit Aufführungsort und -zeit zusammen) betrachtet dazu bestimmt, ein *Gewissensspiel* für seine Zuschauer zu sein, ein spezifischer *Specchio*, worin sie ihre eigenen Mängel sehen, bzw. einsehen sollten, um dann daraus alle notwendigen Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. Andererseits bestand nun aber – wie mans sich ja leicht denken kann – unter den Nachkriegsgefangenen selbst (sofern sie zu einem Auslegen und Bewerten des Gebotenen überhaupt disponiert waren) nicht die geringste Bereitschaft, das Theater in diesem pädagogisch-kolchosischen Sinne aufzunehmen. Die paar ehemaligen hundertprozentigen Vertreter des Goglimogli Nr. 27, die es da gab, waren, wenn sie bis jetzt noch an ihren alten Überzeugungen festhielten, sowieso nicht mehr zu belehren. Bei der Masse der übrigen und meistens auch viel später (d. h. schon an den Fronten des kalten Krieges) gefangen Genommenen, welche wegen ihrer Verbindungen zu den charlestonisch-bostonischen Vickers in dem Sachsenhäuschen waren, konnte die kolchosische Faustpropaganda erst Recht keine Aufnahme finden: alle solche gaben, durch ihre bitteren Erfahrungen mit der NKWD auch noch weiter darin bestärkt, der freien *Deux*ibahn in Westminster den unendlichen Vorzug über Ostminster (überhaupt über den ganzen kolchosischen Kosmos). Der faustische *Gewissenspiegel*, von den Kolchosischen an alle Häftlinge in Sachsenhäuschen adressiert, richtete sich faktisch an niemanden: es gab dort keinen einzigen Menschen,

der auch nur im Traum daran gedacht hätte, sich darin zu erblicken.

In einer besonderen und von uns jetzt näher zu betrachtenden Lage befanden sich da aber diejenigen, die in dem Spiegel spielten, d. h. die direkten Teilnehmer an dem Stück, die Hauptdarsteller, die Statisten und der Chor, allen voran George. Denn ihnen fiel es ja zu, außer ihren konkreten Rollen auch noch den übeln geschichtlichen Nebensinn, der dem Drama in dem Sachsenhäuschen anhaftete, zu verkörpern. Sie hatten sich zu Vermittlern einer Faustaudeutung zu machen, die sie selbst tüchtig durch den Schmutz, bzw. Goglimogli Nr. 27, zog, die sie als zu Recht bestrafte (aus gutem Grund in dem Sachsenhäuschen festgehaltene) politische Sünder, also zu dem Schlimmsten und für alle Nachkriegsgefangenen des KZ-s Unerträglichsten, abstempelte. Mit ihrem Auftritt auf der Szene des Barackentheaters hatten sie sich selbst das Urteil gesprochen, damit bekam ihre unglückliche Nachkriegsgefangenschaft den Abglanz fataler, historischer Notwendigkeit, da wurden sie alle automatisch zu Spiegelbildern in dem Specchio der kolchosischen Vickers. Und nicht nur sie allein: das Stück, einmal von ihnen in Szene gesetzt, mußte dann notwendig auch die Verurteilung aller seiner nachkriegsgefangenen Zuschauer mitbedeuten, es mußte – ob sich nun diese davon persönlich getroffen fühlten oder nicht – auch das Schicksal aller Insassen des KZ-s als ein historisch verdientes abspiegeln. In Sachsenhäuschen konnte die Faustaufführung nur wie das allgemeine, d. h. von allen daselbst Internierten einstimmig geleistete, Geständnis ihrer politischen Sündhaftigkeit wirken. Sie war in ihrer Art eine Legitimierung dieses Häuschens als Nachkriegsgefangenenlager der kolchosischen Vickers.

Mit der Verwirklichung des „Faust“ auf der Bühne des Barackentheaters war dann aber auch noch die tragende Idee dieses Stückes, nämlich der Vertrag, den da Faust mit dem Teufel schließt, unter prinzipiellen Zweifel gestellt. Damit rückte die Moral dieser tragischen Verknotung in ein recht bedenkliches Licht: alle wesentlich zum Guten orientierten, durch das feste Vertrauen Gottes auf den Menschen Faust bewegten, Vorgänge des Stückes bekamen dann den Sinn eines verantwortungslosen Spiels mit dem Feuer (Bösen), und das Goethewerk rutschte von seiner hellen (klassischen) Höhe herunter auf das Niveau einer unselig angelegten, allen humanitären Grundsätzen zäußerst widerstrebenden Frag-

würdigkeit. Für den „Faust“ war das Barackentheater in dem Sachsenhäuschen des Nachkriegsjahres 1947 mit allen seinen kosmologischen (und kolchosischen) Hintergründen bestimmt der unangebrachteste, bzw. verheerendste Platz: für seinen guten alten Namen konnte nichts abwegiger sein, als ihn dort zu geben. Daß nun alle Mitwirkenden am Stück verstanden hätten, was damit tatsächlich gespielt wurde, daß sie alle deutlich sahen, worauf die Aufführung des „Faust“ in ihrem Lagerje eigentlich hinausging, ist kaum anzunehmen. Die meisten von ihnen waren ja Nachkriegsgefangene, die das Theater hauptsächlich nur wegen des kleinen, für alle Schauspieler extra bewilligten, Suppenzuschlages mitmachten oder die auch bloß aus dem Bedürfnis nach irgendwelcher Abwechslung, ganz sicherlich aber am wenigsten aus Liebe für die Sache selbst, mit dabei waren. Für solche war das Drama nur ein willkommener Zeitvertreib und die Frage seiner Interpretation hätte sie, selbst wenn ihnen etwas daran verständlich gewesen wäre, auch wohl kaum ernstlich beunruhigt.

Unter allen Darstellern des Barackentheaters war diese Frage in der Hauptsache wohl nur für einen einzigen wesentlich. Was der „Faust“ für alle in dem Sachsenhäuschen hieß, das sah dort faktisch nur George: ihm, dem bedeutenden (in jener Zeit auch vielleicht bedeutendsten) Mann der deuten Szene, konnte der spezifische Schlußeffekt, den eine solche Faustvorstellung haben mußte, nämlich ihr düster sinn- bzw. goglimoglivolles Echo in den Wänden des KZ-s natürlich nicht verborgen bleiben. Wahrscheinlich ist auch, daß er von kolchosischer Seite extra angemahnt wurde, das ganze Stück nach ihren eigenen Begriffen, d. h. mit Akzentuierung des ver-teufelten Vertrages, auszulegen. Wenn man daher unter allen Nachkriegsgefangenen, die den Faust in dem Sachsenhäuschen vorführten, nach jemandem sucht, der das Spiel bis zu Ende durchschaute, so ist in erster Linie und vielleicht auch nur George zu nennen. Er wußte Bescheid. Auf der Bühne von Sachsenhäuschen war der Faust dann aber letztlich auch noch in rein schauspielerischer Hinsicht die unmöglichste Rolle: denn weil er ja gar nicht erst diese Bühne betreten konnte, ohne dabei sein goethisches Wesen einzubringen (ohne in den historischen Bezug zu dem KZ zu geraten und sich dadurch selbst als Faust zu verleugnen), mußte jeder ehrliche Versuch ihn dort zu spielen schon im voraus aussichtslos erscheinen. Auf den Brettern des Barackentheaters

ters wurde der Faust zu einer grotesken Parodie auf den Faust, in der sich kein deuter Schauspieler, am wenigsten einer vom Range Georges, gefallen konnte.

Für den vormaligen „Staatsschauspieler“ wäre es nun immer möglich gewesen, dieser fatalen Rolle in irgendeiner Weise auszuweichen. Er hätte sich z. B. mit dem Hinweis auf seinen wirklich schlimmen, von der Nachkriegsgefangenschaft in Sachsenhäuschen völlig zerrütteten, Gesundheitszustand ganz leicht aus dem zweideutigen Fausttheater heraushalten können. In jedem Fall genügte seine entschiedene Absage da schon ohne weiteres, um ihn von der Veranstaltung zu befreien. Daß George die Rolle dennoch übernahm, läßt auf Verschiedenes schließen. Dieser Fakt bezeugt uns erstens, daß er es für notwendig erachtete, sich mit seiner letzten Kraft auch selbst noch auf der Bühne des Sachsenhäuschens für den Faust einzusetzen, daß er schon allein aus der reinen, leidenschaftlichen Liebe des echten Schauspielers für Dramatis Personae (d. h. für alle handelnden Personen in Theaterstücken) den Faust, diese kostbare Figur der deuten Bühne, nicht einfach in dem KZ untergehen lassen konnte. Denn Theater wäre ja dann gewiß auch ohne ihn, also mit anderer Besetzung gemacht worden: irgendein anderer Nachkriegsgefangener, vermutlich auch nicht einmal beruflicher Schauspieler, hätte dann in der Rolle auftreten müssen. Jeder solche behelfsmäßige, in künstlerischer Hinsicht völlig unzulängliche, Ersatz bedeutete nun aber schon die Preisgabe des Stückes: der Faust hatte dann keine reale Stütze (keine passende Realperson, d. h. keinen richtigen Schauspieler) mehr, um sich auf der Bühne des Sachsenhäuschens zu zeigen. An seiner Stelle hätte da nur ein konkreter Nachkriegsgefangener gestanden, der als solcher gerade das beste Symbol für die häßliche Verknüpfung dieses Dramas mit der jüngsten deuten Geschichte und also ein Faust im Sinne der kolchosischen Vickers gewesen wäre.

Zweitens ließ die Rolle zwar eine minimale, aber dafür doch immerhin noch reale Chance für Goethe (bzw. Faust) offen. Denn je besser (echter und richtiger) sie in dem Sachsenhäuschen gespielt wurde, desto wahrscheinlicher war, daß der Faust über das Theater auf der kolchosischen Bühne hinauswachsen und jener ewigen Gestalt näher kommen würde, als die ihn sein Verfasser ursprünglich vorgestellt und gewollt hatte. Nur die reine Kunst der Darstellung konnte den Faust hier im Sommer des Nach-

kriegsjahres 1947 noch davor bewahren, dem KZ der kolchosischen Vickers einverleibt, d. h. selbst ihr Nachkriegsgefangener, zu werden. Nur der echte Künstler konnte hier noch derjenige sein, der den Faust vor allen unpassenden Implikationen beschirmte: der das Drama auf seine Gedankenebene hob, wo kein Goglimogli mehr hinreichte. Da war eine Möglichkeit, die kolchosischen Vickers (welche sich die ganze Sache offensichtlich andersherum, nämlich nach dem Modell: „Je besser der Schauspieler, desto propagandistischer (in ihrem Sinne wirklichkeitsbezogener) das Stück“ gedacht hatten) zu überspielen und das Drama zu einem befreienden transzendenten (zu einem außerhalb des Sachsenhäuschens situierten) Erlebnis für alle Kriegsgefangenen werden zu lassen. Ein schauspielerisch perfekter Faust hielt die Tragödie in ihrem eigensten, allgemeinen Wesen, in der Sphäre des universalen Menschseins fest und verhinderte es, sie als politisch-propagandistischen Spiegel anzusprechen.

Drittens war die Rolle trotz all den widrigen Schwierigkeiten, die sich damit verbanden, vor allem trotz der Gefahr ihrer ideologischen Verzerrung auf der Bühne des Barackentheaters, dann aber auch noch die verlockendste zugleich. Sie stellte jedem, der es ernsthaft wagte sie zu verkörpern, die äußerste schauspielerische Aufgabe. Sie entfaltete sich dann als der ins Unermeßliche gesteigerte und deshalb auch nur durch die totale Leistung zu erfüllende Anspruch der Szene an den Schauspieler. Denn wenn – was wir hier immer stillschweigend voraussetzen – es das Hauptziel aller Künste und also auch des Theaters ist, den Menschen aus seinem Häuschen zu bringen (ihm die Sinne für den Makrokosmos vor seiner Türe zu öffnen), dann muß die Rolle des Faust auf der Barackenbühne, d. h. die Rolle, deren eigentlicher Erfolg auch noch die Ausschaltung eines so schlimmen Häuschens wie das Sachsenhäuschen aus dem Bewußtsein seiner Nachkriegsgefangenen bedeutete, ohne Zweifel also die schwierigste und auf schauspielerischem Gebiet bestimmt auch als extremste gewertet werden. Sie lief in diesem Sinne auf ein Titanisches hinaus, nämlich darauf, das Sachsenhäuschen aus den Angeln, bzw. aus den Köpfen seiner gequälten Insassen zu heben. In Hinsicht auf alle überschweren Anforderungen, welche sie stellte, war die Rolle des Faust auf der Barackenbühne des KZ-s eine von der einmaligsten Art und als solche sicher auch von starkem Reiz für einen Schauspieler wie George: gerade das Außerordentliche (sonst nirgends

auf der Welt, d. h. in keinem anderen Theaterhäuschen wiederholbare), das daran war, muß ihn auch nicht zuletzt bewogen haben, sich in ihr zu versuchen.

In diesem Vorhaben stand George ganz allein, d. h. er war da in der Hauptsache nur auf sich selbst angewiesen, nur auf das, was er sich noch an schöpferischer Darstellungskraft in den harschen Bedingungen des Sachsenhäuschens abzwängen konnte. Auf ihm, dem schon Schwerkranken und (wie man bald erfahren sollte) nur noch eine knappe Woche vor seinem Tod und seinem Grab in Sachsenhäuschen entfernten, lastete die ganz Verantwortung des Stückes. Er hatte unter großer Mißachtung der eigenen körperlichen Beschwerden die nötige (d. h. den totalen Anforderungen des KZ-Theaters entsprechende) Energie bei sich zu finden, hatte in anderen Worten das Allerletzte aus sich herzugeben. Und dabei bot – was in diesem Zusammenhang noch besonders zu erwähnen ist, sofern nämlich die unerhörte Schwierigkeit der Rolle sich dadurch noch weiter zuspitzte – die Barackenbühne für George auch nicht die geringste Stütze. Denn sehr zum Unterschied zu den Bühnen jener Theaterhäuschen, wo der Staatsschauspieler vor 45 gewirkt hatte, waren alle, die noch außer ihm da auf den Bühnenbrettern des Sachsenhäuschens standen, in schauspielerischer Hinsicht pure Anfänger, also Nullen, bei denen man für den Faust rein nichts (bei den meisten auch nicht einmal ein ehrliches, uneigennütziges Interesse dafür) voraussetzen konnte. In Sachsenhäuschen hatte George die Schlacht um den Faust mit der denkbar schlechtesten Truppe zu schlagen. Er hatte da, anstatt sich voll und ganz auf seine Leute verlassen zu können, im Gegenteil allen noch Halt und Hilfe zu geben, sie alle, gewissermaßen, noch hinter sich her durch das Stück zu ziehen. Er hatte in seiner Rolle dort zu allem anderen auch noch so perfekt zu sein, daß die Stümperei der übrigen nicht weiter auffiel. In dem Sachsenhäuschen konnte das aus dem Zusammenspiel von soundsoviel (mit den Pagen, lustigen Gesellen usw. wohl bis 15) handelnden Personen bestehende Faustdrama doch nur als die Einzelleistung

Georges in dem echten *deuxen* (goethischen) Sinne über die Bühne gehen.

Um aber objektiv zu bleiben müssen wir hier noch zugeben: es gab unter den übrigen Mitwirkenden am Drama aber auch noch welche, die, weil sie Georges beispielloser Einsatz für die gemeinsame Sache tief beeindruckte, sich dann ehrlich bemühten, auf der Bühne irgendwie Schritt mit ihm zu halten, welche ihren zwar bescheidenen, aber immerhin doch sehr wichtigen Beitrag da miteinlegten, sodaß – wir können es hier schon vorlaufend sagen – der Faust in Sachsenhäuschen einfach prächtig herauskam. Dieser unglaubliche Erfolg war dann nicht zuletzt auch noch jenem einen Nachkriegsgefangenen zu verdanken, der dort den Mephisto machte, und dem es als einzigem unter allen anderen Darstellern gegeben war, sich in vereinzelt dramatischen Momenten sogar bis zu dem absoluten Niveau Georges hinaufzuspielen. Ohne ein zweiter Gründgens zu sein, besaß dieser Mann doch ein ungewöhnliches schauspielerisches, besonders für die Rolle des Mephistopheles geradezu wie geschaffenes, Talent, das sich ihm selbst vielleicht auch nur erst in Sachsenhäuschen entdeckte und dort unter der Anleitung Georges zur vollen Entfaltung kam. Wir kennen ihn schon aus einem früheren Abschnitt: er war niemand anderes als jener Bulgare, der keinen Brocken Bulgarisch verlauten ließ (stattdessen immer ein reines *Deuxi* sprach) und mit dem Kapitän Wakusch einmal auch ein paar französische Worte wechselte. Diesen geheimnisvollen Mann hatte außer der NKWD sicherlich auch noch der Himmel in das Sachsenhäuschen geschickt, damit der Faust nicht in diesem Häuschen stecken blieb, sondern unverseht von dort hinaus auf die *Deuxi*(*Dixie*)bahn entschwebte. So wird, alle Vorbedingungen (und natürlich auch die vielen harten Proben unter der Regie Georges) zusammengenommen, das Drama reif für die Premiere, so enthüllt es sich zum erstenmal vor den ungläubig starrenden Nachkriegsgefangenen des Sachsenhäuschens.

(Auszug aus der unveröffentlichten Autobiographie „Kapitän Wakusch“ von Giwi Margwelaschwili)

# Unglücksberg

Von Wolfgang Stauch

*Wolfgang Stauch wurde 1968 in Zweibrücken geboren. Seit 1988 studiert er in Saarbrücken Germanistik und Sozialkunde.*

*Von Wolfgang Stauch wurde 1989 in der „Anthologie junger Autoren der Pfälzer Verlagsanstalt“ ein Gedicht und experimentelle Prosa, sowie in „Konzepte-Zeitschrift für junge Literatur“ und in „Der Zettel – Münchner Flugblatt für junge Literatur“ das Gedicht „bemd brennt“ veröffentlicht. Der folgende Text „Der Unglücksberg“ wird im Herbst dieses Jahres zusammen mit einer anderen Erzählung von Wolfgang Stauch, „Die fette Nelly“, in der Anthologie „Erste Einsichten. Jüngste Deutsche Prosa“ beim Suhrkamp Verlag erscheinen.*

Sie habe sich plötzlich nicht mehr halten können, sei einfach abgerutscht, einfach abgerutscht, sie sei auf einen Stein getreten, ja, ansonsten sei der Weg breit genug gewesen, zwar nicht breit, aber breit genug, um sicher darauf zu gehen, das möge auch der Grund gewesen sein, sie habe sich zu sicher gefühlt, auf dem breiten Weg, nachdem sie zuvor, und das den ganzen Tag, nur auf den schmalsten Graten gegangen seien, da sei sie auch vorsichtig gewesen, sie habe ihm andauernd gesagt, er solle doch vorsichtig sein, und sie habe immer wieder nach unten gezeigt, dahin von woher sie gekommen wären, der schmale braune Weg lege sich wie eine Schnur, die die grauen Felsen zusammenhalten wolle, um den Berg, habe sie gesagt, immer wieder, ja, auf einen Stein sei sie getreten, als der Weg breiter geworden sei, kein besonders großer Stein sei es gewesen, nein, ein ganz normaler Stein, er sei direkt hinter ihr gegangen, es sei alles blitzschnell gegangen, sie sei umgeknickt, gestürzt und plötzlich gefallen, ja, er habe sie gerade noch an der Hand packen können, an der rechten Hand habe er sie gerade noch packen können, sie habe dann am Felsen gehangen, an seiner linken Hand, er habe sie nur mit der linken Hand halten können, seine linke Hand sei seine schwächere, aber er habe sie, weil alles so schnell gegangen sei, nur mit der linken Hand packen können, sie seien mit der rechten Seite, also mit der rechten Hand, zum Berg gegangen, da sei es nur natürlich, daß er sie nur mit der linken Hand habe packen können, an ihrer rechten Hand, mit ihrer linken Hand habe sie sich, so gut es nur eben ging, am Fels festgehalten, aber sie habe den Fels nicht besonders gut zu greifen bekommen, sie habe gesagt, er solle sie doch auch mit seiner rechten Hand halten und wieder hochziehen, aber er habe sich ja selbst irgendwie festhalten müssen, also habe er sich mit der rechten Hand festgehalten, und mit der linken Hand habe er versucht, sie wieder hochzuziehen, also mit der schwächeren Hand, daß ihm das dann schließlich mißlungen sei, wären sie andersrum gegangen, also mit der linken

Seite zum Berg, und sie seien fast den ganzen Tag mit der linken Seite zum Berg gegangen, er hätte sie wohl hochziehen können, aber nach der letzten Leiter, die sei keine fünf Minuten, bevor sie gestürzt sei, hochgeklettert seien, seien sie plötzlich mit der rechten Seite zum Berg gegangen, sie hätten jetzt auch in die Sonne sehen müssen, die schon tief gestanden habe, während sie vorher, als sie mit der linken Seite zum Berg gegangen seien, die Sonne im Rücken gehabt hätten, vielleicht habe sie auch in die Sonne geschaut und deshalb den Stein nicht gesehen, der Stein sei wirklich ein normaler gewesen, kein besonders großer Stein, im übrigen hätte sie darauf gedrängt, auf den Berg zu gehen, er hätte davon zuerst gar nichts wissen wollen, sie wären früher immer auf dem Berg gewesen, früher, vor zehn oder fünfzehn Jahren vielleicht, und plötzlich hätte sie wieder auf den Berg gewollt, nachdem sie zehn oder fünfzehn Jahre nicht gemeinsam auf dem Berg gewesen wären, hätte sie wieder mit ihm auf den Berg gewollt, früher wären sie immer auf dem Berg gewesen, aber das wäre früher viel mühsamer gewesen, als es noch keine Leitern gegeben hätte, im Berg, heute sei alles voller Leitern, man brauche fast nichts mehr zu tun, nur noch zu gehen, er sei es trotzdem nicht mehr gewohnt gewesen, obwohl es früher viel mühsamer gewesen wäre, ihr habe es nicht soviel ausgemacht, sie wäre ja in letzter Zeit immer öfter aufgestiegen, ohne ihn, er hätte nie mitkommen wollen, ja, überall wäre sie gewesen, ja, auch an diesem Berg, am Unglücksberg, wäre sie aufgestiegen, sie hatte ihn immer wieder überreden wollen mitzugehen, aber er hätte nie mitgehen wollen, er hätte gesagt, er schaffe das nicht mehr, in seinem Alter, früher wäre es kein Problem für ihn gewesen, vor zehn oder fünfzehn Jahren, aber heute, sie hätte ihn dann doch überreden können, sie hätte gesagt, daß dieser Berg, der Unglücksberg, einer der einfachsten sei, nicht mehr so mühsam, wie er früher einmal gewesen sei, hätte sie gesagt, und dann seien sie schließlich doch auf den Berg gegangen, schon am frühen Morgen seien sie

losgegangen, sie hätten sich Zeit gelassen, früher wären sie viel schneller oben gewesen, obwohl es da noch keine Leitern gegeben hätte, und die Wege noch schmaler gewesen wären, aber er sei völlig aus der Übung gewesen, und die Luft habe ihm zu schaffern gemacht, früher hätte ihm das alles nichts, garnichts ausgemacht, eine Viertelstunde habe er sie vielleicht festhalten können, mit seiner linken Hand, mit der schwächeren also, sie habe sich mit aller Kraft an seiner linken Hand festgehalten und sie habe immer wieder gesagt, er solle sie doch hochziehen, aber er habe sie nicht hochziehen können, er sei völlig außer Atem gewesen, mit der rechten Hand hätte er sie vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, noch hochziehen können, aber mit der rechten Hand habe er sich ja selbst irgendwie festhalten müssen, er habe eine Baumwurzel zu fassen bekommen, mit der rechten Hand, er habe dann versucht sie hochzuziehen, aber da habe er plötzlich gemerkt, daß die Baumwurzel nachgebe, und er habe auch gemerkt, daß er zu schwach sei um sie, seine Frau, mit der linken Hand hochzuziehen, langsam habe sie auch mit der linken Hand ihren Griff im Felsen verloren, ja sie sei immer schwächer geworden, er habe sie kaum noch halten können, sie habe sich mit aller Kraft an seiner linken Hand festgehalten, aber ihre Hände seien verschwitzt gewesen, wären ihre Hände trocken gewesen, hätte er sie vielleicht halten können, wahrscheinlich sogar, obwohl seine linke Hand die schwächere sei, hätte er sie mit trockenen Händen wahrscheinlich halten können, und wenn sie sich selbst mit ihrer linken Hand noch etwas am Fels hätte hochziehen können, aber sie sei mit der linken Hand schließlich völlig abgerutscht und habe sich nur noch mit ihrer rechten Hand an seiner linken Hand festhalten können, dadurch sei sie noch schwerer geworden, er habe inzwischen die Hoffnung fast aufgegeben gehabt, daß er sie mit eigener Kraft hochziehen könne, er habe auf so etwas wie ein Wunder gehofft, es wäre auch ihr Wunsch gewesen, auf den Berg zu gehen, auf den Unglücksberg, er hätte ihr ihren Wunsch nicht immer wieder abschlagen können, er hätte nie auf den Berg gewollt, jedenfalls in den letzten Jahren nicht, sie habe sich dann mit den Fingernägeln in seiner Hand festgekrallt, aber er habe sie nur noch halten können, habe sie nur noch halten können, und die Baumwurzel habe er auch fast ganz aus dem Boden herausgerissen gehabt, mit ihren Fingernägeln habe sie sich fast in seine Hand gebohrt, in seine linke Hand gebohrt, daher sei

auch das Blut an seinem rechten Ärmel, mit dem rechten Ärmel habe er sich dann das Blut an seiner linken Hand abgewischt, plötzlich habe sie losgelassen, er habe gemerkt, daß sie seine linke Hand nicht mehr so fest greife, er habe ihr immer wieder gesagt, sie solle nicht loslassen, sie solle sich so lange halten, wie es nur irgendwie gehe, er werde sie schon noch eine zeitlang halten können, er habe ihr gesagt, um sie zu beruhigen, daß er auf Hilfe hoffe, daß er weiter unten etwas oder jemanden gesehen habe, daß vielleicht gerade jemand die Leiter hochsteige und man sie dann gemeinsam hochziehen könne, sie solle nur nicht loslassen, und sie solle ruhig bleiben, solle ihre Kräfte schonen, habe er gesagt, sie seien immer weiter abgerutscht, die Baumwurzel sei dann ganz aus dem Boden heraus gewesen, sie seien schon lange verheiratet gewesen, über zwanzig Jahre seien sie verheiratet gewesen, und sie hätten es nie bereut, nein, niemals hätten sie es bereut, er habe sich keine bessere Ehe vorstellen können als die ihre, es sei ein wirkliches Glück gewesen, über zwanzig Jahre sei das nun schon gegangen, und dann habe sie losgelassen, er habe es nicht glauben wollen, daß sie nicht mehr die Kraft habe, sich festzuhalten, mindestens eine Viertelstunde habe sie die Kraft aufbringen können, sich festzuhalten, und dann hätten sich ihre Finger von seiner linken Hand gelöst, allmählich sei ihre Hand von der seinen abgerutscht, Stück für Stück, er habe nichts dagegen tun können, garnichts, ganz langsam, er habe ihr in die Augen geschaut, habe ihr bis zum Schluß in die Augen geschaut, er werde diesen Blick nie vergessen, nie werde er diesen Blick vergessen, sie habe dann losgelassen, sei gefallen, an die Felsen geschlagen, sie habe sich nicht mehr halten können und auch er sei zu schwach gewesen, sie ohne ihr Zutun halten zu können, geschweige denn hochzuziehen, zumal er sie mit seiner linken, der schwächeren Hand, habe halten müssen und die Baumwurzel, an der er sich mindestens eine Viertelstunde lang mit der rechten Hand habe festhalten können, auch schon gänzlich aus dem Boden heraus gewesen sei, ihren Blick werde er nie vergessen, sie habe nicht geschrien, als sie fiel, nein, sie habe nicht geschrien, irgendwo sei sie dann in den Bäumen liegengeblieben, er habe sie nicht sehen können von oben, aber sie müsse sicher schrecklich verstümmelt gewesen sein, die Sonne sei in der Zwischenzeit auch schon hinter dem Berg verschwunden gewesen, er sei dann liegengeblieben, die ganze Nacht sei er liegengeblieben, er habe die Kälte gar nicht gespürt, am

Morgen habe es dann angefangen zu regnen, auch den Regen habe er nicht gespürt, er sei bis zum nächsten Mittag liegengeblieben, dann sei er aufgestiegen, er wisse nicht, warum er auf- und nicht abgestiegen sei, jedenfalls sei er aufgestiegen, wie verrückt sei er gegangen, als er oben angekommen sei, habe er andauernd ihren Namen den Berg, den Unglücksberg, heruntergeschrien, er habe den Berg angeschrien, er wisse nicht, warum er andauernd den Berg angeschrien habe, er sei auch die nächste Nacht oben geblieben und die übernächste, er habe nichts gegessen und nichts getrunken, er habe den ganzen Tag und die ganze Nacht nur noch dagesessen, er wisse nicht einmal, ob er überhaupt geschlafen habe, er habe nur dagesessen, erst nach vier Tagen, er habe nachgerechnet, nach vier Tagen sei er erst wieder abgestiegen, er habe für den Abstieg nur einen halben Tag gebraucht, jetzt sei er erst wieder in der Lage,

normal zu denken, er wisse nicht, ob er, nachdem sie losgelassen habe, überhaupt zu irgendeinem Gedanken fähig gewesen sei, nur ihren Blick werde er nicht vergessen, man habe sie gefunden, sie müsse sicher schrecklich verstümmelt gewesen sein, nein, das könne er sich nicht erklären, warum ihr rechter Handrücken ganz zerschnitten sei, und die Finger ihrer rechten Hand, in der Gegend gäbe es sehr scharfkantige Felsen, und beim Fallen müsse das dann wohl passiert sein, eine Viertelstunde habe sie sich halten können, sehr scharfkantige Felsen, ja, die gebe es dort, am Unglücksberg, das möge die Sache erklären, er sei die ganze Nacht liegengeblieben, bis zum Morgen, sie habe sich einfach nicht mehr halten können, ja die Felsen, sehr scharfkantig, nach vier Tagen sei er erst wieder abgestiegen, nein, nichts, garnichts könne er sich erklären, garnichts.

# „Die Lust am Sehen“

Peter W. Jansen/Wolfram Schütte  
(Hrsg.)

„MAX OPHÜLS“

Reihe Film 42

mit Beiträgen von Helmut G. Asper, Wolfgang Jacobsen, Peter W. Jansen, Gertrud Koch, Hermann Naber, Carl Hanser Verlag, München 1989

Der Filmregisseur Max Ophüls (eigentl. Oppenheimer) wurde am 6. Mai 1902 in Saarbrücken geboren. Er starb am 26. März 1957 in Hamburg.

Die Herausgeber und Autoren des Buches sind keine Saarländer und der Sitz ihres Verlages ist München. (Gleichwohl die verdienstvolle Wiederauflage der Autobiographie Max Ophüls in einem saarländischen Verlag und durch saarländische, resp. naturalisierte saarländische Herausgeber nicht verschwiegen werden soll. „Spiel im Dasein“, hrsg v. ...)

Außerdem: Wer redet von Wolfgang Staudte oder Walter Rilla? So viel zum lokalpatriotischen Aspekt ...

Die „Reihe Film“ versteht sich als Sammlung von Monographien, die Themen des internationalen Films behandeln (Regisseure, Genres etc.).

Wer in der deutschsprachigen Filmkritik vertiefendes Wissen sucht, wird an der „Reihe Film“ von Hanser nicht vorbei kommen. Sie gehört, wie z. B. die Hefte der „Filmkritik“, das „Programm Roloff und Seeßlen“ im Rowohlt-Verlag oder die Singularität des „Western-Lexikon“ von Joe Hembus (Heyne) zu den unverzichtbaren Nachschlagewerken.

Die hochzusteckenden Erwartungen an die „Reihe Film“ bestätigt auch der vorliegende 42.

Band, der das Werk des Theater-, Film- und Hörspielregisseurs Max Ophüls zum Thema hat.

Ein längst überfälliges Buch! Denn mag auch sein Name infolge eines nach ihm benannten Filmfestivals einigermaßen geläufig sein, das Schaffen Ophüls' harrt noch seiner ausführlichen Bekanntmachung, ja mehr noch:

„Zu wünschen und zu fordern ist die physische Errettung eines filmischen Œuvres von immer noch unabsehbaren Dimensionen. Da in einem Land ohne filmhistorisches Bewußtsein und filmkulturelles Gewissen niemand sich für zuständig hält, können nur alle zuständig sein, die Ophüls sehen, mit Ophüls umgehen und darüber schreiben.“ (P. W. Jansen, S. 109)

„Bis heute liegt keine umfassende deutschsprachige Monografie über Ophüls vor.“, merkt Wolfgang Jacobsen bescheiden in einem „Nachtrag“ (S. 263) an.

Wenigstens die Voraussetzungen zu einer solchen Monografie werden aber mit diesem Buch geschaffen; wenn nicht gar – für die Bereiche Film und Hörspiel – diese Aufgabe schon bewältigt scheint. Den Cinéasten sei beispielsweise das Kapitel „Daten“, von Wolfgang Jacobsen erstellt, empfohlen (es beinhaltet biographische, filmographische und bibliographische Hinweise; Redaktionsschluß 30. 6. 89).

In enzyklopädisch erschöpfendem Ausmaß, das vermutlich auch cinéphilsten Granzählern die Lückensucherei erspart, hat Jacobsen hier Fakten gesammelt, die eine grundlegende Bibliographie zum Thema bieten.

„Die Lust am Sehen“ – so der Titel eines ophülschen Zeitungsar-

tikels – führt bei Ophüls zum Wesen der Dinge; man erfährt alles aus seinen Filmen, wenn man sich entschließt, die Darstellung in ihrer konkreten Erscheinung zu sehen, statt nur nach ihrer Bezeichnung zu verlangen.“ (Herbert Linder in: Filmkritik, Mai 1967)

Dieses, letztlich von den „Cahiers du Cinéma“ übernommene methodische Credo der Filmkritik, kennzeichnet auch den Stil der von Peter W. Jansen besorgten „Kommentierten Filmografie“, dem traditionell umfangreichsten Teil der „Reihe Film“. Was zu sehen ist, wird erörtert (in Erinnerung gerufen); Zusammenhänge werden hergestellt und rote Fäden durch das Œuvre gesponnen; unpräzise und gelehrt.

„Ich habe eine geheime Neigung: das Radio ...“ (M. O.)

Hermann Naber, der Hörspielleiter des Südwestfunks spürt dieser Neigung nach und es stellt sich heraus, daß Ophüls' mittlerweile legendäre Hörspielinszenierungen beim Südwestfunk keine Verlegenheitsarbeiten sind, sondern Ergebnisse einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit den spezifischen Möglichkeiten dieses Mediums.

Allerdings stieß Ophüls mit seinen Hörspielplänen zunächst auf gehörige Skepsis seitens der zuständigen Redaktion („schrecklicher, altmodischer Kram“) und auch sein Beharren auf einer „filmischen“ Produktionsmethode (Gleichzeitigkeit von Text-, Geräusch- und Musikaufnahmen im Gegensatz zur üblichen sukzessiven Methode) war nur gegen erhebliche Widerstände durchzusetzen.

Inwieweit seine alte Freund-

schaft zum damaligen Intendanten Friedrich Bischoff, die noch aus Breslauer Radiotagen herührte, Wege ebnete, läßt Hermann Naber offen. Gert Westphal, der damalige Hörspielchef des Südwestfunks war darauf vorbereitet, „... hier solle in altmodischer Sentimentalität einem berühmten Filmregisseur eine Spielwiese eröffnet werden. Alle waren drauf gefaßt, „den Mantel christlicher Nächstenliebe darüber breiten zu müssen“. (S. 47) Man irrite ...!

Sowohl „Novelle“ (nach Goethe, Musik: Karl Sczuka) als auch „Berta Garlan“ (nach Schnitzler, Musik: Peter Zwetkoff) gehören heute zum klassischen Repertoire des Hörspiels. (Beide Produktionen sind als Kassetten erhältlich bei der von Hermann Naber herausgegebenen „Hörbühne“ im Verlag Klett-Cotta).

Last but not least seien noch die beiden Aufsätze von Gertrud Koch und Helmut G. Asper erwähnt.

Aspers Bemühungen der Ehrenrettung Ophüls' in Sachen gesellschaftlicher Relevanz und antifaschistischer Gesinnung scheinen notwendig zu sein im aktuellen Diskurs, obwohl Aspers Aufhänger (S. 73), nämlich die Einschätzung Frieda Grafes „Deshalb sind Ophüls' Filme anachronistisch, inaktuell. Sie sind eindeutig unpolitisch ...“ (entstanden 1978, nachzulesen in „Die Republik“, Nr. 72–75, 1985, S. 49 ff.) auf einem Mißverständnis zu beruhen scheint.

Bereits 1968 hat Frieda Grafe in der „Zeit“ zu dieser Problematik eindeutig Stellung genommen: Sie „... machen Ophüls als Anhänger eines reaktionären Ideals von Elitekultur verdächtig. Von deren Versagen in der Ge-

schichte berichten aber seine Filme.“ (Der Artikel ist abgedruckt in „Im Off – Filmartikel“ Hanser 1974, S. 244 ff.) – Ein Nebenschauplatz –, aber Aspers Künstler-Biographie-Recherchen dürfen in diesem Buch nicht fehlen und man harret seiner, auf S. 263 angekündigten, Publikation über Max Ophüls. Gertrud Kochs psychoanalytisch orientierte, feministische Sehweise scheint der zur Zeit fruchtbarste Ansatz zu sein, die Bilder- und Hörwelten Ophüls' in einen Bedeutungszusammenhang zu bringen.

MAX OPHÜLS, Hanser, Reihe Film 42, – ein wichtiges und lehrreiches Buch, das aber leider DM 38,- kostet. Zum Glück gibt es ja öffentliche Bibliotheken und Büchereien...

Stefan Dutt

## Wege zur saarländischen Industriekultur

*Armin Schmitt: „Denkmäler saarländischer Industriekultur – Wegweiser zur Industriestraße Saar-Lor-Lux“, Edition Saar, hrsg. vom Staatlichen Konservatoramt Saarbrücken, 180 Seiten, Saarbrücken 1989.*

Von dem internationalen Projekt der Ausarbeitung eines Führers zu industrie- und sozialgeschichtlich bedeutsamen Denkmälern im Saar-Lor-Lux-Raum

liegt nun als erstes der saarländische Beitrag vor. Der Autor, Armin Schmitt, hat sich die Aufgabe gestellt, solche Denkmäler im Saarland aufzuspüren, zu beschreiben und in den historischen Kontext zu stellen. Um es vorweg zu nehmen: er hat diese Aufgabe überzeugend gelöst. Heraus kam nämlich ein anregendes Buch, das die Lust weckt, sich an Ort und Stelle auf die Vergangenheit einzulassen.

Im Editorial, verfaßt vom Landeskonservator Lüth, wird deutlich gemacht, um welche Art von Denkmälern es sich handelt: „neben den großtechnischen Anlagen der Eisenverhüttung, der Stahlerzeugung vor allem die Werkssiedlungen, Arbeiterhäuser und Industriellenvillen, aber auch die technischen Leistungen in den Bereichen des Verkehrs, der Energie- und Wasserversorgung“ (S. 10). Der zeitliche

Schwerpunkt liegt demnach im 19. und 20. Jahrhundert. Ziel des Buches sei es, „auf wichtige Denkmäler der Industriekultur im Saarland aufmerksam zu machen“ (S. 11). Dahinter steht das Bestreben, diese „anschaulichen Erinnerungsmale“ (S. 10) dauerhaft zu erhalten. Aktuelles Paradigma ist die Völklinger Hütte.

In der Einleitung zum Thema gibt Schmitt eine knappe, aber das Wesentliche enthaltende Charakteristik des Zeitalters der Industrialisierung in der Saarregion. Das bedeutsamste Kennzeichen dieses Prozesses war demnach die Umwandlung der Agrargesellschaft in die Industriegesellschaft mit all ihren Begleit- und Folgeerscheinungen: Mechanisierung der Arbeit, Klassenantagonismus, Soziale Frage.

Günstige Standortfaktoren sowie gezielte Förderung seitens der merkantilistisch orientierten Landesherren schon im 18. Jahrhundert bildeten die Voraussetzungen für den Aufschwung der für die Saarregion typischen Schlüsselindustrien Eisen, Kohle und Glas. Jedoch erst ab 1850 setzte ein gewaltiger Produktivitätsschub ein, insbesondere durch den vermehrten Einsatz von Dampfmaschinen. Solche Maschinen kamen auch im Bergbau zur Anwendung, aber nur zur Förderung und Wasserhaltung. Der Abbau blieb bis weit in das 20. Jahrhundert Knochenarbeit, und wurde eben gerade nicht, wie Schmitt schreibt, mechanisiert. Im Gegenteil: Die Steigerung der Kohlegewinnung wurde allein durch die Erhöhung der Belegschaften erreicht.

Zu Recht kennzeichnet Schmitt im nachfolgenden die zweite Hälfte des 19. Jahrhun-

derts als „Konzentrationsprozeß der einzelnen Industriezweige“. Es entstanden die Konzerne der Dynastien Stumm und Röchling; Schmitt nennt sie „Hüttenimperien“ (S. 14). Glashütten fusionierten, und der Preußische Bergfiskus festigte seine Position als bedeutendster Arbeitgeber der Region.

An den Arbeitern ging der Wohlstand jedoch vorbei: niedrige Löhne, schlechte Wohnbedingungen trotz Förderungsprogrammen des Staates und der Unternehmen, dazu noch Ausschluß von jeder politischen Betätigung kennzeichneten ihre Lage. Erst relativ spät konnte sich eine Arbeiterbewegung auf breiter Basis konsolidieren.

Der Einführungsteil findet seinen Abschluß mit einer Zeitafel, in der der Autor die wichtigsten Daten zur politischen und ökonomischen Geschichte der Region aufgelistet hat.

Für seinen Wegweiser hat Armin Schmitt 51 Objekte ausgewählt und diese, abgesehen von einigen Ausnahmen (Losheim, Braunshausen, Homburg, Gersheim) durch eine Route miteinander verbunden. So führt die saarländische Industriestraße von Perl im Dreiländereck – die Landesgrenze markiert den Übergang von der Luxemburger Sektion – über Mettlach durch das mittlere Saartal nach Saarbrücken. Hier beginnt eine Schleife über Brebach, St. Ingbert, Neunkirchen und Illingen und wieder zurück durch das Saarkohlegebiet. Über Gersweiler erstreckt sich die Route dann bis in den Warndt, wo sie bei Carling an die französische Streckenführung anknüpft. Der gesamte Streckenverlauf mit einer Numerierung der einzelnen

Objekte findet sich im aufklappbaren Rückendeckel des Buches. Diese Karte mag zur groben Orientierung dienen. Zusätzlich gibt es noch sechs Ausschnitte aus der Grundkarte mit jeweils speziellen Routenvorschlägen für Mettlach, Saarbrücken, Brebach, Götteborn, Maybach und Fischbach-Camphausen.

Die Auswahl der Objekte ist Schmitt gut gelungen: Die wichtigsten saarländischen Industriedenkmäler sind in dem Band enthalten und häufig bis ins Detail beschrieben. Lobenswert ist ferner, daß auch auf bedeutende Zeugnisse der Vergangenheit hingewiesen wird, die keinen unmittelbaren Bezug zur Industriekultur haben, aber dennoch ein Muß der Besichtigung sind wie z. B. der Alte Turm in Mettlach oder der Emilianus-Stollen in St. Barbara.

Die Hauptstärken des Buches von Armin Schmitt liegen in der Art der Präsentation der einzelnen Objekte. Der Autor interpretiert nämlich die Denkmäler der Industriekultur nicht nur bloß aus kunsthistorischer oder technikgeschichtlicher Sicht nach dem Motto „Architektur ist alles, was nicht gerade umfällt“, sondern nutzt beide Aspekte geschickt als Hilfswissenschaften zur Herausarbeitung des historischen Informationswertes über die Menschen dieser Zeit. Die Denkmäler werden so zu Vehikeln zur Geschichte. Das ist gut so, denn im Mittelpunkt einer Beschäftigung mit Geschichte steht immer der Mensch.

So weist er etwa anhand der pompösen Architektur der Saarbrücker Bergwerksdirektion den Stolz auf ökonomischen Erfolg und den Anspruch auf politische

Einflußnahme des Preußischen Bergfiskus nach: Architektur wird Ausdrucksmittel von Selbstbewußtsein. Das gleiche Gebäude ist am Mittelrisalit des Nordwestflügels mit vier Skulpturen geschmückt; zwei Grubenarbeiter flankieren einen Bergwerksdirektor und einen Steiger: „Das Skulpturprogramm wird hier zur Ideologie, weil es eine Einheit vorgibt, die in Wirklichkeit nie bestanden hat“ (S. 77).

Als weiteres Beispiel für Architektur als Ideologieträger nennt Schmitt die Villa des „Industriekönigs“ Carl Ferdinand Stumm – gemeinhin bezeichnenderweise „Schloß“ genannt. Sowohl Baustil als auch Lage auf dem Halberg – dort stand vordem ein gräfliches Lustschlösslein – manifestieren die Imitationen feudaler Lebensweise und verdeutlichen den gesellschaftlichen Führungsanspruch der ehemaligen Besitzer.

Aber auch zur direkten Durchsetzung von Macht- und Herrschaftsinteressen griffen die Industriellen auf architektonische Maßnahmen zurück, so etwa durch Einrichtung von Kapellen

und Bethäusern: Durch Einbindung in kirchliche Institutionen sollte eine Beschäftigung der Arbeiterschaft mit sozialistischen Tendenzen verhindert werden. Ebenso trieb es die Unternehmer nicht nur aus sozialen Motiven heraus dazu, ihren Arbeitern Wohnraum zur Verfügung zu stellen: Die Arbeitersiedlungen waren häufig derart angelegt, daß, sie von der herrschaftlichen Villa aus jederzeit beobachtet werden konnten. So dehnte sich die Kontrollmöglichkeit der Arbeitgeber auch auf deren privaten Bereich aus. Schmitt belegt das an einem Beispiel aus St. Ingbert: „So spiegelt die „Alte Schmelz“ unter anderem das autoritär-patriarchalische System des 19. Jahrhunderts wider, wird die Architektur zum Dokument sozialer Verhältnisse“ (S. 104 f.).

Ein weiterer Pluspunkt des Buches liegt in seiner reichen Ausstattung mit Bildern. Es wird deutlich, daß der Autor mit Bedacht ausgewählt hat, denn häufig dienen die Bilder nicht nur der bloßen Illustration der Beigleittexte, sondern bekommen durch Gegenüberstellung von al-

ter und neuerer Darstellung eigenen Quellenwert: So zeigt ein Holzschnitt von 1876 das Burbacher Hüttenwerk mit einer Unzahl von Schloten, deren Rauchwolken ein gigantisches Himmelsballett zur Siegesfeier des Maschinenzeitalters inszenieren – zweifellos eine aussagekräftige Quelle für das Bewußtsein damaliger Zeitgenossen. Einen Eindruck der Trostlosigkeit hinterläßt dagegen das Foto auf der Seite gegenüber, das Relikte der 1978 stillgelegten Hütte zeigt.

Es hat sich viel verändert.

Fazit – Armin Schmitt hat mit seinem präzise recherchierten Buch „Denkmäler saarländischer Industriekultur“ mehr als nur einen Wegweiser vorgelegt; es ist zugleich auch Dokumentation. Die durchdachte Konzeption, die hervorragende Bildausstattung, die Klarheit und Verständlichkeit der Sprache machen das Buch zu einer absolut lohnenden Lektüre mit hohem Informationswert.

Und Französisch lernen kann man auch noch.

**Martin Ried**

# Wer regiert im Saarbrücker Schloß?

Gerhard Bungert/Charly Lehnert (Hrsg), *Die Fürsten sind wir, Bilder vom Bürgerschloß in Saarbrücken mit einem Essay von Ludwig Harig*, Lehnert Verlag Saarbrücken 1989, 79 Seiten.

Auf eine dumme Frage findet sich normalerweise eine dumme Antwort. Das neue Schloßbuch stellt eine rühmliche Ausnahme dar. Schon der Titel verrät schonungslose Offenheit und dokumentiert ein erbittertes Ringen um Wahrheit.

Dem Leser ist anzuraten, unbedeutende stilistische Mängel geflissentlich zu übersehen. Um ihm diese intellektuelle Aufgabe ein wenig zu erleichtern, sei hier ein kleines Beispiel zitiert: „Das Obergutachtergremium wählt den Entwurf von Prof. Gottfried Böhm aus. Er hat die Restaurierung des Schlosses am meisten mit dem Stadtteil St. Johann auf der anderen Seite der Saar in Zusammenhang gebracht.“

So konditioniert und a bisserl um den Sprachverstand gebracht, könnte die Lektüre beginnen. Aber eine solche Möglichkeit ist von niemandem je ernstlich erwogen worden. Am allerwenigsten von den Herausgebern. Vielmehr kam es darauf an, ein Buch zu machen, das gut in der Hand liegt und im Schaufenster glänzt. Eine Rezension macht keinen Sinn, aber den Herausgebern ge-

bührt höchstes Lob für die gelungene Umsetzung der wahrlich nicht leichten Aufgabe. Das Buch ist quadratisch, praktisch und gut – kurzum: eine runde Sache, ja geradezu die Quadratur des Lyonnerringsels.

Ludwig Harig steuert die Güteplombe bei. Seine nette Rede zur Schloßeröffnung ist abgedruckt, weil die gewitzten Herausgeber klammheimlich ahnten, daß ein Buch nicht gänzlich ohne Buchstaben auskommen kann. Spannender als das fertige Produkt ist zweifellos die konzeptionelle Planungsphase. Der Plot geht ungefähr so: Da gibt es in Saarbrücken ein Schloß. Das Schloß wird renoviert. Natürlich soll dort auch Kultur stattfinden. Man beruft einen künstlerischen Leiter. Das Schloß wird eröffnet. Der künstlerische Leiter organisiert ein kulturelles Rahmenprogramm. Der weltbekannteste Dichter des Saarlandes hält die Eröffnungsrede. Im Vorbeigehen (das ist im Saarland so üblich) beauftragt der künstlerische Leiter die zahlreich anwesenden Fotografen, jeweils einen zusätzlichen Abzug für ihn zu machen. ‚Ma wäß net, fir was so e paar Bildcher mol gudd sinn kinne‘, mag er sich gedacht haben. Und just in diesem Augenblick/schmatzt ihn die Muse im Genick. Der geschäftstüchtige Leiter hat eine geniale künstlerische Idee. ‚Mir ma-

che e Buch‘ murmelt er düster und bedrohlich vor sich hin. Versiert, wie er in solchen Dingen ist, visioniert er das Procedere. Er ruft geschwind sein Helferlein herbei, das er sich von Daniel Düsentrieb ausgeliehen hat, und erteilt ihm den Auftrag, ein paar Daten zur Geschichte des Saarbrücker Schlosses zusammenzusuchen.

Helferlein ist fleißig und das Buch im Nu mit vierfarbigem Schrei geboren: zuerst der Aufsatz von Ludwig Harig, dann die vielen schönen Bilder mit den eisschleckenden Kindern, und zum Schluß die wichtigen historischen Daten. Alles zusammen zwischen richtigen Buchdeckeln für schlappe 48 DM. Trotz dieser imposanten Leistung der Herausgeber sei eine leise Kritik nicht verschwiegen. Helferlein schreibt in den historischen Daten folgenden Satz: „Das Schloß wurde zu einer neuen ‚kulturellen Mitte‘ – für Alt-Saarbrücken, für das Saarland und nicht zuletzt für den Saar-Lor-Lux-Raum.“ Das ist eine gar zu offensichtliche zurückhaltende Bescheidenheit. Denn wo bleibt da bitte Europa und schließlich die ganze Welt? Der Buchtitel verspricht mehr. Da heißt es unmißverständlich: „Gerhard Bungert und Charly Lehnert – Die Fürsten sind wir“.

Dirk Bubel

# Autorinnen und Autoren

**Dr. Jean-Christophe Ammann:** Studium der Kunstgeschichte in Zürich und Basel. Bis 1987 Leiter der Kunsthalle Basel. Seitdem Direktor des Museums für moderne Kunst in Frankfurt.

**Dr. Peter Bierbrauer:** geb. 1952 in Hostenbach, Studium der Philosophie und Geschichte in Saarbrücken. Von 1981–87 Assistent am Historischen Institut der Universität Bern. Z. Z. Habilitationsprojekt zur ländlichen Gesellschaft in der frühen Neuzeit. Mitbegründer der „Geschichtswerkstatt Saarbrücken 1989“ e. V.

**Dr. Ulrich Billerbeck:** Studium der Soziologie und Philosophie in Frankfurt und Paris. Langjährige Tätigkeit am Institut für Sozialforschung in Frankfurt. Seit 1989 Mitarbeiter der ÖTV-Hessen.

**Dirk Bubel:** siehe Heft 61/62

**Stefan Dutt:** Freier Mitarbeiter beim Saarländischen Rundfunk mit Arbeitsschwerpunkt Hörfunkregie. Studium der Geschichte und Germanistik in Saarbrücken und Marburg. Hat Film- und Fernsehkritiken für die TAZ und die Saarbrücker Zeitung geschrieben; neben filmjournalistischen Arbeiten für Hörfunk und Fernsehen schreibt er Beiträge über populäre Musik für das Munzinger Archiv.

**Prof. Jo Enzweiler:** Studium der Malerei, der Kunsterziehung und des Französischen in München, Toulon, Aix-en-Provence und Saarbrücken. 1972–78 Akademischer Rat an der PH des Saarlandes. Seit 1979 Professor an der Fachhochschule des Saarlandes, FB Design. 1966 und 1977 Gast der Deutschen Akademie Rom, Villa Massimo. 1989 Gründungsrektor der Hochschule für bildende Künste Saar. Leitung des Projektes „Kunst im öffentlichen Raum im Saarland“.

**Reinhard Feld:** s. Beitrag. Der Autor möchte Kontakt aufnehmen mit Menschen, die in einer ähnlichen Situation sind wie er. Seine Adresse: Sempersstraße 46, 2000 Hamburg 60.

**Angela Fitz:** Hospitierte in der Spielzeit 1984/85 in der Dramaturgie des Staatstheaters Saarbrücken und absolvierte anschließend zwei Regieassistenzen. Z. Z. Studium der Germanistik und Komparatistik an der Universität Saarbrücken.

**Dr. Hans Horch:** siehe Heft 61/62

**Michael Jähne:** Studium der Kunstgeschichte in Saarbrücken. 1982–89 Lehrbeauftragter an der Fachhochschule des Saarlandes, FB Design.

1986–89 Mitarbeit im Forschungsprojekt „Kunst im öffentlichen Raum“ und „Geschichte der Saarbrücker Kunstschule“. Veröffentlichungen zur älteren und zeitgenössischen Kunst im Saarland. Z. Z. Dissertation „Die Bauskulptur im Saarland vom 13. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts.“

**Prof. Dr. Rainer Krause:** 1962–64 Bundeswehr, als Z2 und Leutnant, 1964–69 Studium der Psychologie in Tübingen und Zürich, 1969–76 Assistent und Oberassistent am Psychologischen Institut Universität Zürich; Leiter einer Beratungsstelle; 1976–78 Forschungsstipendium San Francisco, USA, Psychiatrie und Klinische Psychologie. 1979 Habilitation in Zürich. Seit 1980 Lehrstuhl für Klinische Psychologie in Saarbrücken.

**Bernd Krewer:** ist Dipl.-Psych. und arbeitet seit 1982 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Psychologischen Institut der Universität des Saarlandes. Seine Lehr- und Forschungstätigkeit konzentriert sich auf das Problem, wie die psychische Entwicklung des einzelnen in verschiedenen Kulturen verläuft und welche Schwierigkeiten der Verständigung zwischen Mitgliedern unterschiedlicher Kulturen daraus entstehen können. In diesem Rahmen sind auch die Forschungen zur „Kulturellen Identität im Saarland“ durchgeführt worden.

**Dietrich (Piano) Paul:** Kabarettist, Stammhaus: Münchner Lach- und Schießgesellschaft. Schwabinger Kunstpreis der Stadt München für darstellende Kunst. Bis 1988 hauptberuflich (promovierter) Mathematiker. Markenzeichen: Kabarett mit und über Musik. War im März 1990 mit seinem letzten Programm „Des Sängers Fluch“ im Saarbrücker Schloß zu hören und zu besichtigen.

**Martin Ried:** Assessor des Lehramtes, Studium der Geschichte und Anglistik in Saarbrücken und Bristol. Veröffentlichungen zur Industriegeschichte der Saarregion. Z. Z. in der Erwachsenenbildung tätig.

**Dr. Peter Schmitt-Egner:** siehe Heft 61/62

**Dr. Dietmar Schmitz:** siehe Heft 61/62

**Dr. Ralph Schock:** siehe Heft 61/62

**Helga Schubert:** geb. 1940, lebt in Berlin (Ost); Studium der Psychologie, seit 1963 Psychotherapeutin, seit 1977 freischaffende Schriftstellerin, ihre Erzählungen wurden in Ost und West in vielen Sprachen übersetzt, sie veröffentlichte außerdem Hörspiele, Filmscenarien, Reportagen und Kinderbücher.

Nach der Lektüre des ersten

*Saarbrücker*  
**HEFTES**

benutzte Nero dasselbe, um Rom anzuzünden.  
Er wollte der Stadt ein ähnliches Schicksal ersparen.